

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfasst daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassisigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie

unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 8 / August 1941

KR 0.60

Inhaltsverzeichnis

Willi Mai	Als die Bolschewisten ins Baltenland kamen	281
G. Altheim und E. Deautmann	Hirsch und Hirschage bei den Arieren	286
Walter Degel	Auf den Spuren germanisch-deutschen Holzgeräts	297
	Die „Brille“ als Sinnbild	311
	Zum Handsymbol	315
	Leiter, Besen, Schornsteinfeger	315
	Der Wilde Mann im Holzbau	316
	Friedrich Schneider: Die neueren Auffassungen der deutschen Historiker	317
	J. D. Plassmann: Kleine Kostbarkeiten	318
	Mag Gottschalk: Die deutschen Personennamen	318
	Handbücher der praktischen Vorgeschichtsforschung	319
	E. Peterjen: Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld	319
	Richard Eichenauer: Polyphonie – die ewige Sprache deutscher Seele	320
Der Umschlag-Holzschnitt, Genießwolf, ist von Eugen Nerdinger, Augsburg.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptherausgeber: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 8.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. – Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Willi Mai: Als die Bolschewisten ins Baltenland kamen

Der Entschluß des Führers, den bolschewistischen Kolos im Osten anzugreifen und damit Deutschland und Europa für immer von einer unerträglichen Bedrohung zu befreien, kennzeichnet eines der größten Daten der germanischen Geschichte seit der Volkerwanderung und den Tagen König Heinrichs I. Wie dieser seine Entschlüsse reisen ließ, um dann im gegebenen Augenblick blitzschnell einzuschlagen, so hat unsere Führung ein Jahr lang die Entwicklung reisen lassen, um dann entschlossen den Endkampf mit einem heuchlerischen Feinde aufzunehmen. Was sich in den Monaten des Jahres 1940 im Baltenland abspielte, ist dem übrigen Europa fast ganz unbekannt geblieben. Mit der Schilderung dieser Ereignisse durch einen unserer Mitarbeiter glauben wir daher einen Beitrag zur deutschen und europäischen Geschichte zu geben.

Die Schriftleitung.

Ser Führer sagte in seiner Proklamation vom 22. 6. 1941, Russland habe immer betont, daß es von den baltischen Völkern gerufen worden sei. Eine spätere dokumentarische Geschichtsschreibung wird einmal zeigen, was sich in Wirklichkeit in den Tagen im Baltikum abgespielt hat, da die Aufmerksamkeit der gesamten europäischen Öffentlichkeit durch den Kampf im Westen gebannt war. Für uns Reichsdeutsche, die wir die Sommermonate 1940 im Baltikum verbrachten und die Vorgänge sich bald als Groteske, bald als Tragödie entwickeln sahen, konnte Sinn und Ziel der Entwicklung kaum zweifelhaft bleiben. Ein Stimmungsbericht aus dieser Zeit soll der Auftakt sein, gewissermaßen auf der Straße erlebt und aus der Erinnerung niedergeschrieben; denn Tagebuchaufzeichnungen konnten aus begreiflichen Gründen damals nicht gemacht werden.

Ich war im April 1940 nach Riga gekommen, um im Zusammenhang mit der Sicherung der Hinterlassenschaft der Baltendeutschen einen wissenschaftlichen Forschungsauftrag durchzuführen. Die baltischen Staaten standen damals unter autoritären Führungen, die äußerlich in vielem deutsche Staatsformen nachahmten. Die Letten sprachen gerne von „unserem Führer“ und meinten damit Ullmanis, den Staatspräsidenten und ehemaligen Führer der Bauernpartei, der sich einige Jahre zuvor durch einen Staatsstreich die Macht verschafft, die Volksvertretung nach Hause geschickt, die Parteien aufgelöst und die bolschewistischen Führer ins Gefängnis gesetzt hatte. Er genoss auch einiges Ansehen im Lande und füllte mit Ausstellungsereignissen fast die gesamte „Lettische Chronik“, die als fast einziges einheimisches Filmereignis jeweils vor den ausländischen Spielfilmen gezeigt wurde. Die Russen hatten seit Herbst 1939 besonders an der Küste Stützpunkte besetzt und bauten dort mit Hochdruck Festigungen. In Riga selbst traten sie kaum in Erscheinung. Man sah dort nur ab und zu einige Urlauber der Roten Armee.

Die baltendeutschen Umsiedler hatten bereits vor Monaten das Land verlassen. Die Anteilnahme an den Kriegsereignissen war groß. Die Meldungen und Kommentare darüber aber waren zunächst jüdisch-englisch. Die Rigauer Tageszeitungen hängten Karten der Kriegsschauplätze aus und stellten mit Fähnchen die Stellungen ab. Pech, daß beim Norwegenfeldzug die englischen Meldungen so falsch waren! Als man nach Andalsnes und Namsoy plötzlich ganz abbauen mußte, wirkte der deutsche Sieg nur noch größer. Beim Sturm im Westen wurde man vorsichtiger, und bald waren es nur noch die deutschen Meldungen, die gehört und geglaubt wurden. Mit tiefem Bedauern für Frankreich, mit wachsender Achtung vor der Deutschen Wehrmacht, mit immer stärker ausbrechender Verachtung gegen die Engländer verfolgten die Menschen die Ereignisse im Westen. Da rückte plötzlich das Land aus dem Schatten des Geschehens in das Licht harter Entscheidung. Am 18. Juni rückte die Rote Armee in die baltischen Staaten ein. Die Vorgeschichte, soweit für uns erfassbar, war kurz. Zwei Tage zuvor waren Minister der drei baltischen Staaten nach Moskau befohlen worden. Im Volke begann ein jähes Erwachen. Ungeheure Eregung wogte in der Stadt, und diese Niedergeschlagenheit legte sich auf die Gemüter. Am 18. Juni

in der Mittagsstunde meldet der lettische Rundfunk, daß am frühen Morgen die russischen Truppen die Grenze überschritten hätten. Dies war in einem Ultimatum zur Sicherung der Freundschaft gefordert worden, da die drei Staaten mit einem der Sowjetunion feindlichen Staat, Finnland, konspiriert hätten.

Ich hörte die Meldung im Erfrischungsraum eines großen Warenhauses, in dem Menschen aller Bevölkerungsschichten saßen. Niemand wagte zu sprechen. In den Gesichtern spiegelte sich hilfloses Entsetzen. Die Menschen wußten, was Bolschewismus ist. Der Blutterror von 1917 hatte ihr eigenes Volk zerwühlt.

In der Stunde, da nicht das alte Russland wiederkehrte, sondern das bolschewistische Untermenschentum über das Land hereinbrach, erwachte bei vielen doch das europäische Kulturbewußtsein, und aus der Bitterkeit des eigenen hilflosen Zusammenbruchs erhob sich trotz aller innerer Vorbehalte der Glaube an die Macht, die allein im Lande war, dem Bolschewismus entgegen zu treten, an Deutschland und den Führer.

Um 14 Uhr des 18. Juni fuhren die ersten Sowjetpanzerwagen in Riga ein. Es war gut, daß sie so schnell kamen; denn die Juden der Moskauer Vorstadt – Riga hat einige Zehntausende – witterten bereits Morgenluft. Ein bolschewistischer Rest der lettischen Arbeiterschaft, zumal lettisch-sowjetischer Herkunft, der sich bisher hatte verkriechen müssen, kam auch wieder ans Licht. Es waren zuerst nur kleine Gruppen, die sich an den Straßenecken aufstellten und mit geballter Faust die einziehenden Truppen begrüßten. Lettische Nationalisten stellten sich dagegen. Es kam zu Beschimpfungen, zu Schlägereien. Um 15 Uhr knallten am Bahnhofplatz die ersten Pistolenabfeuer. Die Polizei trieb die Streitenden auseinander. Gegen Abend wurden die Kolonnen der Panzerkampfwagen und Kraftwagen, die über die Dünabrücke hereinrollten, länger und rissen nicht mehr ab. Auch der tumult auf der Straße wurde größer. Immerhin waren es nur einige Tausende, die Verblüffung feiern wollten mit den bolschewistischen Truppen. Doch diese benahmen sich auffallend kühl und zurückhaltend, offensichtlich unter strengstem Befehl. Sie besetzten die wichtigen Punkte der Stadt, blieben aber zunächst völlig unnahbar und uninteressiert am Leben der Straße. Unterdessen wogte der jüdisch-bolschewistische Mob durch die Straßen, suchte einen Waffenladen auszulöndern, wurde aber unter Opfern von der Polizei vertrieben. Dann ballten sich die Menschen am Abend wieder am Bahnhofplatz und um das Rundfunk- und Zentralpostgebäude. „Nieder mit dem Faschismus!“ „Nieder mit Ullmann!“ „Es lebe Stalin!“ tobte es durcheinander. Die Polizei wurde dessen nicht mehr Herr. Lettisches Militär mit zwei Panzerwagen rückte an. Die Menge wurde drohender. Befehle – Gegenrufe – Kommandos! Die Panzer rollten, Maschinengewehre hämmerten, wie Spreu flog die Menge auseinander. Aber es waren nur Schießschrüsse. Ich suchte, als die Straße frei war, vergeblich nach den Spuren des Kampfes. Die Sowjetpanzer standen bei all diesen Vorgängen mit stoischer Ruhe mitten in dem Gewoge und rührten sich nicht.

Am nächsten Tag fand sich ein Aufruf der lettischen Regierung in der Zeitung, man möge doch derartige Kundgebungen unterlassen, die durchaus nicht den Beifall der russischen Freunde finden könnten. Wieder einen Tag später folgte das Dementi der Sowjetgesandtschaft: Man sei im Gegenteil sehr erfreut über den Empfang, der der einziehenden Roten Armee bereitet worden sei.

Was sich in den nächsten Tagen und Wochen hinter den Kulissen abspielte, blieb der Öffentlichkeit natürlich verborgen. Eines aber wurde in kürzester Zeit auch dem Mann auf der Straße klar: daß hier die Bolschewiken eine Komödie zu spielen begannen, die eindeutig, wenn auch allzu deutlich dirigiert, das eine Ziel hatte: der Vergewaltigung der Völker den demokratischen Mantel umzuhängen. Die kleinen Tumulte des ersten Tages waren doch zu armelig und zu deutlich getragen von jenen „Königen des Laufmarktes“, die am Sonntagvormittag auf einem Stück auf der Straße ausgebreiterter Zeitung rostige Nägel oder ausgelatschte Hausschuhe fellboten, oder auf einem Haufen alter Benzinkannen und Blechbüchsen wie die Maharadjas thronen. In Reval aber, wo selbst noch dieses Publikum fehlte, hatte sich eine kleine Bande in den Besitz von Waffen gesetzt und war tatsächlich zu Gewaltakten

gegen die Regierung geschritten. Das war natürlich abgeblasen worden. Man war in den zwei Jahrzehnten doch „Staatsmacht“ geworden und hatte diesen Überleifer nicht mehr nötig. Was ich im weiteren von Riga und später von Reval zu berichten habe, verließ meist auf die Stunde gleichzeitig und fast völlig gleichzeitig in den drei baltischen Staaten. Während die Rote Armee den Schein völliger Zurückhaltung wahrte, wurden die Völker, gelähmt von der Angst infolge ihrer Anwesenheit, Schritt für Schritt weiter getrieben bis zum letzten Entschluß. Zunächst trat die Regierung zurück und wurde noch unter dem alten Staatspräsidenten durch eine Puppenregierung ersetzt. Diese beschloß eine Neuwahl der Volksvertretung, die nach demokratischen Grundsätzen durchgeführt werden sollte. Es sollte jede Partei aufgestellt werden können, für die sich eine genügende Anzahl von Männern zur Verfügung stellte. Niemand aber wagte sein Todesurteil selbst zu schreiben. Sie begannen nun die Aufmärsche und Kundgebungen für die rote „Liste des arbeitenden Volkes“. Sie wurden eröffnet mit der feierlichen Befreiung der bolschewistischen Führer aus den Gefängnissen und mit der Bestattung der Todesopfer vom 18. Juni. Durch Versprechungen vom Sowjetparadies, durch Hetzreden und Einschüchterungen, durch drohende Gesten gegen Deutschland suchte man die Massen aufzuwühlen und gefügig zu machen. Deutschland! Ja, waren nicht die Deutschen schuld, daß es dem lettischen Arbeiter so schlecht ging? Hatten nicht sie durch die Umstellung die lettische Wirtschaft zerstört? Sind es nicht die Deutschen, die das Unglück über die Welt bringen? Nieder mit dem Faschismus! Es lebe Stalin, der Führer aller Arbeiter der Welt! – Man munkelte, die Späher pfiffen es von den Dächern, und Jedermann konnte sich endlich selbst überzeugen, daß ein Riesenauftaumel der Sowjetarmee stattfand. Tausende von Tanks sollten in den Wäldern um Riga liegen. Wozu? Wegen der 16 lettischen Polizeipanzerwagen? Wahnsinnig, die Juden witterten Morgenluft, auch die, die für sich von der Bolschewikenherrschaft nur Enteignung erwarten konnten. Die Masse des Volkes aber zitterte vor Erwartung, daß er doch noch losbrechen möge, dieser Krieg und den roten Spuk wegzeuge möge für immer.

Zu den Aufmärschen und „Meetings“ fanden sich noch nicht genug Freiwillige. Die Betriebe mußten geschlossen marschieren. Man sah es an den eisigen Gesichtern, wie „begeistert“ die Arbeiter dem Befehl folgten. Die Leute wurden gezwungen, sich bis zu bestimmten Tagen rote Fahnen zu kaufen; sonst verloren sie ihren Arbeitsplatz. Hinter allem aber stand ja die bodenlose Angst vor dem schon einmal erlebten Blutterror.

An den Tagen, an denen Demonstrationen stattfanden, übernahm jetzt die Rote Armee die Polizeigewalt in der Stadt und damit auch die Verkehrsregelung. Wenn dann an darauf folgenden Tagen die einheimische Polizei wieder erschien, waren ihre Podeste an den Straßenkreuzungen über und über mit Blumen geschmückt. Zum Freiheitsdenkmal aber wallfahrteten die Menschen und breiteten einen Teppich von Blumen auf der Straße. Auch zur Wahlablösung in der Mittagsstunde vor dem Denkmal fanden sich immer mehr Menschen ein. Wie oft hatte man früher dort gestanden und sich über den etwas operettenhaft wirkenden Aufmarsch gefreut. Jetzt aber spürte man selbst das für die Letten tief Erfschütternde dieser Kundgebungen. Der Wahltag kam näher. Wenige Tage zuvor entschlossen sich frühere Regierungsmitglieder unter Führung des Staatspräsidenten doch noch zur Aufstellung einer „weißen“ Wahlliste. Sie wurde genehmigt, unmittelbar vor der Wahl aber wieder aus undurchsichtigen Gründen verboten. Es gab also nur eine Liste. Wählen mußte jeder; der Stempel im Paß und die Angst vor der G.P.U. trieben zur Wahlurne. Nur in abgelegenen Dörfern wagte man teilweise von der „Wahl“ fern zu bleiben. Die „Wahl“ ergab rund 90% für die „Liste des arbeitenden Volkes“ in allen drei Staaten.

In der Nacht vor der Wahl – es war Mitte Juli – fuhr ich nach Reval. Die estnische Hauptstadt ist eine sehr schöne, alte Stadt mit zahlreichen deutschen Baudenkmälern. Ihre Bewohner, die wohl mehr deutsches, dänisches und schwedisches Blut in sich haben als solches aus ihrer finnisch-ugrischen Stammlinie, zeichnen sich durch besonders saubere und wohlgestaltete Erscheinung und außerordentliche Sorgfalt aus. In ihrem Wesen sind sie offener und freundlicher als die Letten. Auch belastet den Deutschen, der Estland besucht, trotz allen historischen Bezuges dem Estentum gegenüber weniger die Bitterkeit geschichtlicher Erinnerungen

als in Lettland. So läßt man sich gerne gefangen nehmen von dem Zauber einer alten Kulturstadt und der Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner.

Um so greller aber wirkte hier die bolschewistische Komödie. Ich saß wenige Tage nach meiner Ankunft im Café „Kultas“. Der Saalraum war im ersten Stock und man saß über den „Freiheitsplatz“, auf dem ein neuer Alt abrollte. Ein „Meeting“ sollte es werden zur Feier des „Wahlsieges“ des „arbeitenden Volkes“. Still, mit eisigen Mienen marschierten die Menschen unter den Sowjetfahnen, mit Spruchbändern und Bildern Lenins und Stalins auf. Der weite Platz war rings umsäumt mit Neugierigen. Ein Betrieb wagte es, neben der roten Fahne eine estnische mitzutragen. Lauter Beifall erscholl unter der Menge. Die Fahne wurde entfernt. Dann begann die Kundgebung. Die „Internationale“ wurde gespielt. Man hörte die Stimmen der Kommissäre, die mitsangen, aus dem Lautsprecher. Das Volk blieb kalt. Es ließ eben so kalt einige Reden über sich ergehen. Man sprach von der Forderung des Volkes nach der Sowjetverfassung und dem Anschluß an die Union. Dann war die Kundgebung zu Ende. Nein, sie begann eigentlich erst: schon marschierten die Kolonnen wieder ab, da begannen einige Stimmen die estnische Nationalhymne zu singen. Wie eine Woge ging es durch das Volk. Die Hüte flogen von den Köpfen. Um mich her sprangen die Menschen auf. Mit Tränen in den Augen, tiefgründig sangen sie das Lied ihrer Freiheit. Tolkühne demonstrierten mit einer Fahne vor der russischen Gesandtschaft, wurden verhaftet und blieben verschwunden.

Wenige Tage später trat das neue rote Parlament zusammen, Besindel auf der Straße zusammengelebt oder aus der Union importiert. Die Scheu vor dem weißen Kragen war ihr Ausweis. Sie tagten eine Stunde und fassten zwei Beschlüsse: 1. Ausrufung der Sowjetrepublik Estland und Anschlußerklärung an die Sowjetunion, 2. Nationalisierung der Banken und des Grundbesitzes. Noch aber war die Komödie nicht zu Ende gespielt, auch die letzte Demütigung blieb nicht ungespielt; denn Moskau schwieg: einen, zwei Tage. Dann hörte man, daß eine Abordnung nach Moskau fahren werde, um den großen Rat um Aufnahme in die Sowjetunion zu bitten. 14 Tage lang tagte der große Rat. Es sprach Molotov, und dann berichteten die Vertreter der einzelnen Sowjetrepubliken. Dann erst durften die baltischen „Beauftragten“ ihre Bitte vorbringen. Wieder große Beratung und schließlich der gnädige Beschuß, die dringende Bitte zu erfüllen und die Staaten in die bolschewistische Gemeinschaft aufzunehmen. Das geschah am 5. oder 6. August. Russische Räte übernahmen jetzt die oberste Gewalt. Ihnen wurden auch die inzwischen gebildeten roten baltischen Regierungen unterstellt. Was sich in dieser Zwischenzeit des Machtübergangs an einzelnen Schicksalen abspielte und vorbereitete, war auch für den unbeteiligten Zuschauer ergreifend. Selbstverständlich begannen nun die Verhaftungen und Verschleppungen im großen Ausmaß. Wer unbequem war, wurde bestensfalls zur „Schulung“ nach Innenrußland geschickt. Die Grenzen waren schon längst geschlossen, den Einheimischen die Pässe entzogen. An ein Entkommen war nicht mehr zu denken. Alle größeren Häuser wurden beschlagnahmt und oft in wenigen Stunden geräumt. Den Bewohnern sah man einfach die Möbel auf den Hof. Doch auch wer nicht für Leben und Gut zu fürchten hatte, sah seine Welt versinken. „Helfen Sie mir nach Deutschland zu kommen“, sagte mir ein Hotelbesitzer, der sich aus eigener Kraft mehrere glänzend geführte Häuser eingerichtet hatte, „ich will lieber in einem Kulturstaat Schuhputzer sein als hier der Verwalter meiner Hotels.“ Wer auch nur einen Tropfen deutschen Blutes nachweisen konnte, versuchte sich zur Nachumsiedlung zu drängen. Andere batzen Reichsdeutsche um fingierte Ehen, um über die Grenzen zu kommen. Nie vergesse ich auch ein Gespräch mit dem Direktor des Museums in Narwa aus den Tagen der letzten Entscheidung. Es war ein etwas weltferner Gelehrter, der nur seiner Wissenschaft lebte. Er fühlte, daß seine Welt zusammenbrach, daß er abgefeindet wurde von der Kultur und der europäischen Gemeinschaft. Wie um eine Reue zu finden, fragte er immer wieder: „Ja, aber warum kommen Sie denn gerade jetzt hierher. Das können Sie doch auch nach dem Kriege noch alles haben!“ – Die Veränderung, die in diesen Wochen das Stadtbild von Reval nahm, war überraschend. Die auffallende gepflegtheit der Leute verschwand völlig. Man blieb entweder überhaupt von der Straße weg, oder man trug sich schäbig und vernachlässigt, um keinen Anstoß zu erregen.

Wir Reichsdeutsche hatten in diesen Wochen eine merkwürdige Stellung. Dass wir die besonderen „Schüler“ der S.P.U. wurden, ist klar. Nach außen aber erwies man uns eine höfliche, geradezu vorsichtige Behandlung. Besonders die rote Übergangsregierung zeigte eine völlige Unsicherheit. Wir waren die letzten Ausländer, die überhaupt noch im Lande sein konnten. Eines Tages sollte das letzte, noch nicht von der roten Armee belegte Hotel über Nacht geräumt werden, da das „Parlament“ einzehen sollte. Die deutsche Gesandtschaft erhob auf unsere Bitte Beschwerde. Der Innenminister entschuldigte sich und wir blieben allein unter den nunmehr einziehenden Parlamentarieren wohnen. Einige Tage später entschloß ich mich doch, ein Privatzimmer zu suchen. Ich ließ eine Anzeige in die estnische Tageszeitung setzen: „Reichsdeutscher sucht...“ Eine Stunde nach Erscheinen der Zeitung lagen bei der Redaktion bereits zehn Angebote. Die Vermieter waren lauter Leute, die nie ein Zimmer vermietet hatten, jetzt aber hofften, ihre Wohnung noch länger behalten zu können, wenn sie einen Reichsdeutschen im Haushalt hatten.

In diesen Wochen kam die Bevölkerung auch etwas in Berührung mit den Notarmisten, die aus ihrer Zurückhaltung heraustraten. Es waren zwei Dinge, die nach den Gesprächen die Menschen besonders bewegten. Das eine war die kaum glaubhafte Hilfs- und Ahnungslosigkeit der russischen Soldaten dem estnischen Kultur-, Wirtschafts- und Gesellschaftsleben gegenüber. So hielten rote Offiziere einen gewöhnlichen Revaler Wochenmarkt für eine probende Ausstellung, die den Russen einen estnischen Reichtum vorläufigen sollte. Ein Soldat zeigte in einem Laden seine ganz zerrissenen Stiefel vor, um ein Paar neue kaufen zu können. Zahllose Äußerungen dieser Art gingen von Mund zu Mund und gaben den Leuten einen Vorgeschmack der kommenden Herrlichkeit. Das andere aber war das: Offiziere und Mannschaften sahen einmütig den Zweck ihres Hierseins im kommenden Krieg gegen Deutschland.

Das aber war auch die letzte und stets wachsende Hoffnung der Esten. Man glaubte nicht daran, daß Deutschland Russland angreifen werde. Aber man hielt es für sicher, daß die Sowjets Deutschland in dem Augenblick in den Rücken fallen würden, da Deutschland den Endkampf gegen England beginne, und man traute Deutschland trotzdem die Kraft zu, mit beiden fertig zu werden. Als gegen Ende Juli die rote Propaganda gegen Finnland immer größer wurde und ein zweiter Krieg unmittelbar bevorzustehen schien, da hoffte man, Deutschland werde gezwungen werden, Finnland zu Hilfe zu kommen, um seine bedrohte Nordflanke zu schützen. Hinter Dichtung und Wahrheit aber stand der Glaube an die einzige Macht, die hier noch Änderung schaffen konnte. Hier noch ein Beispiel: Ein Landarbeiter sollte von den Roten als Verwalter eines enteigneten Landgutes eingesetzt werden. Der Mann lehnte ab. Dem ehemaligen Besitzer gegenüber meinte er: „Die Deutschen kommen ja doch! Was machen die aber dann mit mir?“

Am 9. August verließ ich das Land. Das „Sowjetparadies“ aber begann erst jetzt.

*

Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
und immer wieder streitet,
das gute Blut, das nie verdribt,
geheimnisvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
voran der Sonne wehn,
wird nie der Freiheit Fechter schär
in Nacht und Schlaf vergehn!

Gottfried Keller

G. Altheim und G. Trautmann: Hirsch und Hirschfage bei den Arieren

1.

Hie Frühgeschichte des Indogermanentums – damit ist der Bereich der folgenden Beobachtungen schon im Titel abgegrenzt. Es soll damit nicht gesagt sein, daß er nirgends überschritten wird. Auch vor- und nichtindogermanische Kulturen müssen zuweilen befragt werden. Der Anlaß kann verschiedener Art sein. Das eine Mal gilt es, die indogermanische Eigenart durch Vergleich mit Andersartigen schärfer zu fassen; das andere Mal, in indogermanischem Lebensgut in fremdem Gewande nachzuspüren. Auch zur Klärung grundsätzlicher Fragen ist es nützlich, außerindogermanische Entwicklungen heranzuziehen. Eben dies gibt den Anlaß, uns zu Anfang der Frühzeit der mesopotamischen Kulturen zuzuwenden. Die Blütezeit der Sumerer liegt der indogermanischen Geschichte weit vorauf. Das Auftreten des Hirsches läßt sich von allem Beginn an beobachten. Auf den sumerischen Denkmälern erscheinen bereits beide Hirscharten, die uns in erster Linie beschäftigen werden: der Rothirsch (*cervus elaphus*) und der Damhirsch (*cervus dama vulgaris*), daneben auch dessen mesopotamische Sonderart (*dama mesopotamia Brooke*). G. Douglas van Buren (1) hat ihr Vorkommen auf den Denkmälern zusammengestellt. Die Liste ist nicht ganz vollständig (2), gibt aber alles Wesentliche an.

Das Vorkommen zumal des Rothirsches geht außerordentlich hoch hinauf. Die älteste Darstellung befindet sich auf einer Tonschale von Samarra (3) und gehört an die Wende des 5. zum 4. Jahrtausend (4). Mit der vierten Schicht von Uruk – also ungefähr um 3300 –, mit der 13. Schicht von Tepe Gaura, etwas später in Arpachshara, beginnen die Siegelabdrücke, die piktographischen Zeichen auf den Tonplatten und bemalten Scherben. Kurz danach steht eine geschlossene Reihe von Funden ein, die bis zum Ausgang der frühdynastischen Zeit (Kupferrelief aus Tell el-Obid, etwa 2700) und bis zu den spätdynastischen Königsgräbern reicht. Die prachtvollen Funde von Ur – die Hirschbilder auf dem Kopfschmuck der Königin Schubad, auf einer silbernen Harfe und einem Lapislazuli-Mosaik – bilden den Ausklang (5). Mit der akkadischen Periode bricht der Reichtum an Hirschdarstellungen ab. Sie verschwinden nicht gänzlich, aber sie bleiben vereinzelt. Auch mit der Assyrienzeit ändert sich das nicht mehr. Der Wechsel ist auffallend, erläutert sich aber in dem Augenblick, da man die völkischen Verhältnisse in Betracht zieht. Die Herkunft der Sumerer ist umstritten, aber die Einwanderung aus dem Norden, möglicherweise aus der Nachbarschaft des Kaspiischen Sees, darf als gesichert gelten (6). Sie gehören als erste in die Reihe der „Bergvölker“, die aus ihren nördlichen Siedlungen in die mesopotamische Ebene hinabsteigen und ihre Herrschaft den dort ansässigen Semiten aufzwingen. Deren älteste Schicht, die Akkader, war von Anfang an, gleichzeitig mit den Sumerern, im Lande (7). Aber erst allmählich begann sie sich neben den sumerischen Herren- und Lehrmeistern durchzusetzen. Mit der Mitte des 3. Jahrtausends nimmt der akkadische Einfluß überhand, um schließlich das Sumerertum gänzlich zu überwinden.

Mit dieser völkischen Umwälzung fällt die Geschichte des Hirsches auf merkwürdige Weise zusammen. Er war ein bevorzugter Gegenstand der sumerischen Kunst. Die Sumerer haben auch den Akkader das Wort für den Hirsch – sumerisch *lulim*, akkadisch *lulima* – gegeben; das spätere Wort *aialu* hat ursprünglich vielleicht den Steinbock bedeutet (8). All das brachten die Einwanderer aus dem Norden mit (9); Parallelen zur Schalendarstellung von Samarra findet man in der ersten Schicht von Gusa (10). Die Akkader festen diese sumerische Überlieferung – man möchte sagen: nur widerwillig fort. Diese Tatsache ist um so erstaunlicher, als der Hirsch bis in assyrische Zeit zur Fauna Mesopotamiens gehörte. Die Reliefs aus dem Palast Assurnasirpal II. in Nimrud, den Palästen Salmanassars III., Sanheribs und Assurnasirpal II. in Ninive zeigen Roth- und Damhirsch als Jagdtier (11).

Eine Erklärung aus dem Wechsel der Fauna ist demnach nicht zulässig. Weder hatten die Sumerer das Bild eines Tieres aus dem Norden mitgebracht, das sie in Mesopotamien nicht mehr vorhanden und darum verloren, noch ist der Hirsch im Lauf der Jahrhunderte im Tiefland ausgestorben. Es bleibt als einzige mögliche Feststellung, daß das Volk nordischer Herkunft den Hirsch als Gegenstand künstlerischer Darstellung geschätzt, daß das Südvolk ihn mehr oder weniger verachtet hat.

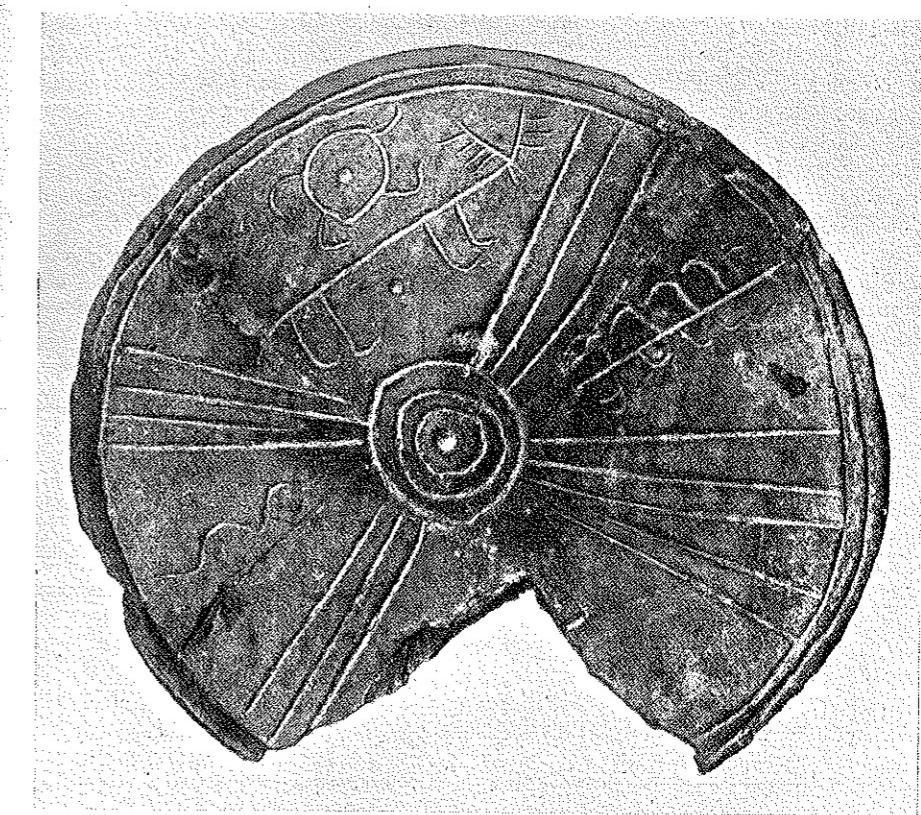


Abbildung 1. Trojanischer Urnendeckel mit Bildern des Jahreslaufes. Aufn. Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte.

Damit ist eine grundsätzliche Beobachtung gemacht, die einen wichtigen Hinweis für unsere gesamten Beobachtungen gibt. Sie wird sich in der Folge wieder und wieder bestätigen, zumal innerhalb des Kreises, mit dem wir uns vorzugsweise beschäftigen. Schon in der Sprache der Sumerer glaubte man indogermanische Bestandteile zu erkennen (12). Damit sind wir bei den Indogermanen des vorderen und mittleren Ostens angelangt.

2.

In Troja erscheinen Hirschbilder auf dem Gerät der ersten und zweiten Schicht. Tonvessel (13), daneben der Deckel einer Urne (14) (Abb. 1) tragen Zeichnungen, die, auf wenige Streiche sich beschränkend, den „geometrischen“ Abriss eines Hirsches geben. Die Auffassung der Zeichnungen hat geschwankt. Während die einen „bloße Ornamente“ feststellten (15), sprachen die anderen von einer ausgebildeten Jahreskreissymbolik nordischer Herkunft (16). Es bleibe ungestagt, ob wirklich die Begriffe „Ornament“ und „Symbol“ sich ausschließen. Ob es nicht vielmehr so liege, daß jedes Ornament nach Ursprung und Wesen symbolischen Gehalt besaß (17). Denn schon die geschichtliche Einordnung der trojanischen Stücke wird die rechten Wege weisen. Nordischem Gut im ältesten Troja zu begegnen darf nicht wundernehmen. Das Megaronhaus (18) tritt nicht erst mit der zweiten, sondern schon mit der ersten Schicht auf. Es finden sich in der zweiten Schicht auch kleine, wirkliche Hüttenkomplexe, wie man sie aus dem kretischen Gurnia kennt (19). Neben dem altmitteländischen Wohntypus steht also das Herrenhaus nordischen Ursprungs. Das Bild ergänzt sich durch die Kleinfunde. Die Amphoren führen auf schnurkeramische Vorbilder (20). Unmittelbarste Ähnlichkeit weisen die siebenbürgische Schnurkeramik und die böhmische Schnurkeramik (21) auf; andere Formen der Keramik von Troja I wie die Hohlfusschale lassen sich auf die illyrischen Gebiete des Balkan zurückführen (22). In Siebenbürgen haben auch die goldenen Hängespiralen des Großen Schatzes ihren Ursprung (23). Die Streitaxt mit überhängendem Hammerende, die in Troja sich findet, gehört mit der Marzwiizer Hammeraxt (24), andere Artypen mit denen der böhmischen Schnurkeramiker zusammen (25). Die Knaufhammeraxt mit beiderseits ausgezogener Scheide und ausgeprägtem Mittelgrat besitzt im oberen Weichselgebiet ihre Entsprechung (26). All diese Formen sind Endglieder von Entwicklungsreihen, deren Anfänge in Mittel- und Nordeuropa verfolgt werden können. Auch das Vorkommen von sinnbildlichen Zeichen ist aus nordischen Einflüssen zu erklären (27).

Der Schluß ist zwingend, daß in Troja I-II eine Einwanderung mitteleuropäischer Bevölkerungsbestandteile stattgefunden hat (28). Sie setzten sich neben und über die bereits vorhandene Schicht kleinasiatischen Ursprungs (29). Vermutlich als Herren, wie das Megaronhaus und die prachtvollen Prunkbeile zeigen, die wohl dem König vorgetragen wurden.

Unter dieser Voraussetzung tritt die zuvor genannte Hirschdarstellung auf dem Urnendeckel in die rechte Bedeutung. Ihre Bezogenheit auf eine Jahreskreissymbolik nordischen Ursprungs läßt sich nicht mehr von vornherein abweisen.

Zunächst ist festzustellen, daß mehr als bloßes Ornament gemeint war. Die Vier- und Achtteilung des Kreisrundes stellte ein uraltes Symbol dar. Es begegnet in der Felsbildkunst des südlichen Schwedens und der Val Camonica (Abb. 2), auf der Keramik von Susa I und im ältesten Rom, auf der Trommel des Schamanen ebenso wie in der „Syrtschen“ Kultur Westafrikas (30). Über den letzten Ursprung wagen wir nichts auszusagen. Aber die Bedeutung läßt sich, in großen Zügen wenigstens, bestimmen. Sonnenkreis oder Sonnenrad, vier- oder achtgeteiltes Weltbild, Jahreskreis oder Stadtplanung – alle führen sie auf kosmische Symbolik. Gerade auch bei der Stadtplanung, die ihrem Ursinne nach die Spiegelung einer Weltordnung darstellt.

Innerhalb des obersten der vier Kreisektoren erscheint der Hirsch. Über seinem langgestreckten Rücken steht links der Halbmond, rechts die Sonnen scheibe (31). Die Darstellung wurde also mit Recht in die Jahreskreissymbolik eingereiht. Die Form der Sonne – ein Kreis mit gekrümmten Strahlen, nach Art des Hakenkreuzes – begegnet in reicherer Ausgestaltung in Troja selbst (32), aber auch auf den Felsbildern Bohusläns (33) und der Val Camonica (34). Auch die Verbindung von Hirsch und Sonne kehrt dort wieder. Die abstrakt-geometrische Formgebung des Tierkörpers weist auf die vorgeschichtliche Kunst Mittel- und Nordeuropas (35). Ein Scherben der Salzmünder Kultur mit einer Jagdszene sei besonders angeführt (36). Unter den Felsbildern Bohusläns besitzt er seine Gegenbilder, und an Alter steht er dem trojanischen Stück nicht nach (37).

Auch die Hirschdarstellung des Urnendeckels führt, wie so manches aus den beiden ältesten Schichten Trojas, auf nordische Herkunft (38). Sie bedeutet einen Einbruch dieses Bereiches in den kleinasiatischen. Die Funde von Altschar Hüyük zeigen, daß man hier in vorindogermanischer Zeit den Hirsch nur als Jagdbeute kannte (39). In Troja dagegen beschränkte man sich nicht auf das Hinnehmen eines natürlichen Todes, auf die stoffliche Bewertung des erlegten Tieres. Der Hirsch war mit religiösen Vorstellungen verknüpft. Sonne und Mond sind ihm zur Seite; er steht in einem der Viertel des Jahreskreises oder Weltbildes. Neben einer gegenständlich-naturhaften Tatfachwelt tritt der metaphysische Sinngehalt.

Eine nord- oder mitteleuropäisch bestimmte Schicht tritt im sonstigen Kleinasien nicht auf. Weiter östlich, etwa in Nordan, finden sich keine Spuren (40). Um so mehr fällt auf, daß in Alatscha Hüyük, südlich von Ankara, weitere Hirschdarstellungen zutage getreten sind, die sich mit der trojanischen inhaltlich berühren.

Die Grabungen in der Nekropole haben zwei bronzenen Edelhirsche gebracht (41). Beide sind an der Unterseite mit Vorrichtungen versehen, die das Einlassen in eine Basis gestatten. Vielleicht handelte es sich um Weihgeschenke. Von besonderem Interesse ist das Stück aus dem Grab BM. (42). Das Tier trägt – ob nur auf der linken Seite oder auf beiden, geht aus den Veröffentlichungen nicht hervor – sieben konzentrische Doppelfreie. Auf dem Rücken erscheinen zwei Kreuzzeichen, um den Hals ein dreifaches Sichthaarband. Den Unterteil des Kopfes bedeckt eine Maske aus Silber. Zusammen mit beiden Hirschen wurde eine größere Anzahl von durchbrochenen, halbkreisförmigen Bronzescherben ausgegraben – disques solaires, wie sie der Herausgeber nennt (43). Auf einem erscheint wiederum ein Hirsch mit Maske, beiderseits von ihm je ein Hirschkalb, flankiert von zwei gleichfalls maskierten Panthern.

Die Stücke gehören gleich den Gräbern, denen sie entstammen, in die vorhethitische Zeit von Alatscha Hüyük (III: 2500–2000 v. Chr.) (44). Zeitlich fallen sie mit Troja II-III zusammen (45). Es ist versuchsvoll, eine Verbindungslinie zu ziehen, zumal auch inhaltlich eine Beziehung besteht. In Troja wie in Alatscha Hüyük ist der Hirsch mit Sonnensymbolen verbunden.

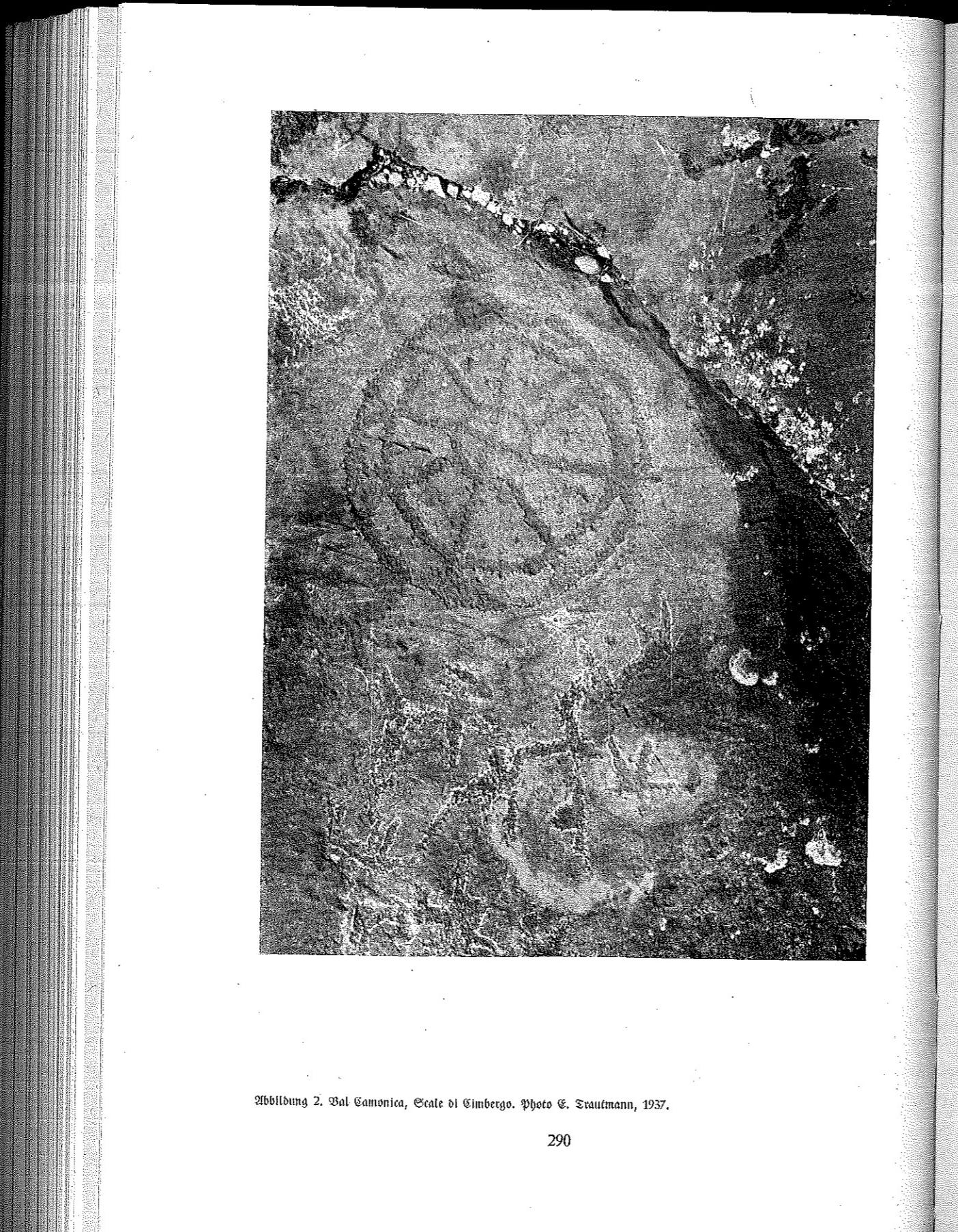
Doch der Weg, der bei Troja II eingeschlagen wurde, ist bei dem innerkleinasiatischen Fundort nicht gangbar. Die Bronzehirsche weisen keine formalen Beziehungen zum nord- und mitteleuropäischen Bereich auf. War die Darstellungsform dort abstrakt-geometrisch, so ahmt sie in Alatscha Hüyük in höherem Maß die tierische Erscheinung nach. Sie sucht nicht gleich einem Ideogramm die Bedeutung festzuhalten, sondern gibt den Versuch eines Abbildes.

So muß eine Einordnung dieser Stücke vorläufig unterbleiben. Man sucht sie in Verbindung mit der indoiranischen Wanderung zu bringen, doch auch dieser Weg erwies sich als nicht gangbar (46). Bei einer weiteren Gruppe von Denkmälern läßt er sich mit mehr Aussicht auf Erfolg beschreiben.

3.

Ein Rollstiegel aus der Mitte des 2. Jahrtausends (47) gibt eine Jagdszene (Abb. 3). Sie spielt in einer Landschaft, die als solche durch Geländelinien gekennzeichnet ist. Ein Bogenschütze hat von seinem dahineilenden Streitwagen herab manches Getier, Spießbock und Raubvogel, erlegt. Im Hintergrund harzt seiner eine Gruppe von Hirschen; der eine liegt, der andere nach links schreitend. Friesen schließen das Ganze oben und unten rahmenartig ab. Es sind Darstellungstypen gewählt, die auch auf dem Hauptbild erscheinen: unten der schreitende Hirsch, oben zwischen Bäumen jenseits ein Hirschpaar gegenüberliegend liegend.

Der zweite Typus entstammt dem iranisch-mesopotamischen Grenzgebiet, wo er auf den Kerkuk-Zylindern wiederkehrt (48); er hat uns nicht weiter zu beschäftigen. Die Hirschjagd des Siegelzyinders findet ihr monumentales Gegenstück in einem Relief aus Ordasu bei Malatya (am oberen Euphrat). (49). Auch da jagt ein Bogenschütze vom dahinfahrenden Streitwagen herab, diesmal gefolgt von einem Hund. Der Hirsch elbt in großen Sägen davon (Abb. 4).



Das Relief fällt in spätere Zeit als das Siegelbild, etwa ins 11. Jahrhundert. Doch stilistisch gehören beide zu dem gleichen Bereich: der mitannischen Kunst (50). Damit tritt zum zweitenmal ein indogermanischer Einbruch in Vorderasien hervor. Die Blütezeit der Mitanni fällt in die Jahre 1600–1400 v. Chr. Damals geboten sie über die Churrer im nördlichen Syrien und Mesopotamien. Während diese sprachlich den Urartäern, den vorindogermanischen Bewohnern Armeniens, nahestanden (51), zeigen die erhaltenen Königsnamen, daß die mitannischen Herren Arier waren (52). Die Namen ihrer Schwurgötter: des Mitra, Varuna, Indra und der Nasatjas treten bestätigend hinzu (52). Die arischen Mitanni „haben dem alten Orient den Streitwagen mit dem ritterlichen Herrentum gebracht und seiner Kunst das Motiv des Wagenkampfes“ (53). Der Name des Dynastes Surata weist geradezu auf den Wagen hin: „Lenker guter Wagen“ (ai. su-rátha-); er erscheint zusammen mit Inderuta als Führer von fünfzig Streitwagen. Abirattas und Tušratta „einen überlegenen“ und „einen verderblichen Streitwagen besitzend“ (ai. abhi-rátha-, dur-rátha-) ergänzen das Bild (54). Das Pferdebuch des Mitanniers Rikkuli, aus dem hethitischen Archiv von Boghazköi, gibt die Zahl und Kundenbezeichnungen in indoarischer Sprache an (55). Der Vorstoß der Mitanni bildet eine Etappe der großen Wanderung, die die Arier und unter ihnen die Indoarier von Transkaukasien über Kaukasien, Armenien und Nordwestpersien in ihre spätere Heimat führte. Archäologische Funde lassen den Verlauf dieser Wanderung erschließen (56). Wie ein Teil der wandernden Stämme im Norden die Kultur von Astarabad mit ihrer charakteristischen grauschwarzen Tonware zerstörte (57), so brach ein Zweig der Indoarier im Süden in das Gebiet der Churrer ein. Züge einer Einwirkung vorderasiatischer Kulturen auf die Religion (58) und Dichtung (59) der ältesten Indoarier haben sich aufzeigen lassen; sie fügen sich in das Bild der Wanderung ein.

4.

Die Heimat des Streitwagens ist in Osteuropa, in den Steppen und Ebenen des südlichen Russland, zu suchen (60). Während die mitannischen Arier nach dem oberen Mesopotamien vordrangen, sassen andere Stämme gleicher Herkunft an der unteren und mittleren Wolga (61). Ihre Anwesenheit ist durch sehr alte Lehnwörter bezeugt, die sie in den finno-ugrischen Sprachen hinterlassen haben (62). Nordvinisches azoro „Herr“ geht auf arisches *asura- zurück, und im Ugrischen erinnert das Wort für „Mensch“ (63) an das arische marjanni, mit dem die Mitanniherren ihre ritterliche Gefolgschaft bezeichneten (64).

Voraussetzung für den Gebrauch des Streitwagens bildet ein flaches und baumarmes Ge- lände. Auf ihm gibt der Wagen nicht nur ein wirksames Kampfmittel ab, sondern bestimmt auch die Form der Jagd. Von dem dahinsausenden Gefährt herab gewährte sie einen größeren Erfolg, als er dem Bogenschützen zu Fuß beschieden war (65). Dass man in den südrussischen Sitten der Arier nicht nur den Streitwagen besaß, sondern mit ihm auch die Jagd auf den Hirsch betrieb, darf man annehmen. Neben dem Hirsch stand im südrussischen Raum der Elch. Seine wogulische Bezeichnung entspricht genau ai. sarabha (67).

Damit stößt man auf eine sehr alte Schicht des Arischen, der auch das Wort für den „Elch“ angehört. Die einstige Bedeutung ist nur noch aus dem Wogulischen zu entnehmen. Im Altindoarischen bedeutet sarabha ein Gabeltier mit acht Beinen, das dem Hirschgeschlecht entstammt. Es ist der Gegner von Löwen und Elefanten (68). Aber auch bei den Wogulen handelt es sich nicht um ein gewöhnliches Tier.

Denn der himmlische Elch, der den Menschen vom Firmament herabgesandt war, besaß eine besondere Gestalt. B. Munkácsi (69) gibt folgenden Bericht: „Unser Vater Numi Tárem sandte die ursprüngliche Tiergestalt des Elchsternes zur Zeit der Erschaffung der Welt mit sechs Händen/Füßen durch seinen Zauber auf diese untere Welt. In der Mitte seines Bauches hatte er noch zwei Vorderbeine. Ein gewöhnlicher Mensch vermochte ihn nicht zu verfolgen, nicht zu töten. Der Mensch forderte deshalb den Waldkobold auf, den sechsfüßigen Elch zu verfolgen ... Dem Koboldsohn gelingt es, die Elchkuh zu erlegen, aber der Elch mit den Käl-

bern und Kälbinnen rennt verzweifelt weiter... Wie der Koboldsohn zu dem getöteten Tier kommt, ist es mit den sechs Händen-Füßen so groß, daß es sich dreißig Flusser, dreißig Flusslängen lang erstreckt. Er schneidet die überflüssigen Beine ab und spricht zu seinem Vater Numi Tārem:

„Verwandle dieses Tier zu einem vierhändig-vierfüßigen mit Deinem Zauber!
Ich, der Mann, der ich ein rechter Mann bin, konnte dieses Tier töten;
Aber wenn die Welt des Menschenzeitalters ersteht,
Wenn die Welt der Menschenzeit ersteht,
Wie wird man es dann töten können?
In jener Größe, wie Du es erschaffst,
Soviel Männer Du auch haben magst, dieses Tier wird sie alle töten“ (70).

Dieses lendenverstummelte Tier spiegelt sich nun als Gestirn am Himmel.“ Auf eine weitere Sagenform bei den Irtysch-Ostjaken verweist gleichfalls Munkácsí: „Hier heißt die verfolgende mythische Gestalt Tuñk-poz; er jagt die außerordentlich schnell laufenden sechsfüßigen Elche schon während seines Aufenthaltes im Himmel... Der Jäger holte das Tier ein, doch gelang es ihm nur, die beiden Hinterbeine des todmüden Tieres abzuschneiden. Er sagte: das Menschengeschlecht wird kleiner und schwächer werden: wie wird es dieses sechsfüßige Wild erlegen können, obwohl es mir eine leichte Arbeit ist? Der Elch und alles Wild habe von nun an nur vier Beine.“

Munkácsí (71) selbst hat bereits auf den indoarischen sarabha- verwiesen. In der Tat stimmen beiderseits Name und Sache derart überein, daß die Gleichsetzung sich nicht umgehen läßt. Die Ugrofinnen, deren Sprache die arischen Lehnwörter erhalten haben, gewinnen damit neue Bedeutung. Nicht nur uralte Sprachformen haben sie erhalten: auch mythische Vorstellungen der arischen Periode scheinen bei ihnen bewahrt zu sein. Der sarabha- war, wie das sein Name nahelegt (72), ein Cervide. Dass im besonderen ein Elch gemeint war, zeigt das Wogulische allein. Mit dem altindoorischen Gabeltier hat er einen bestimmten Zug, die anomale Zahl der Beine, gemeinsam, auch das eine Altertümlichkeit. Nur wurde der sarabha- nicht mehr als Elch verstanden. In Indien war dieser aus dem natürlichen Bereich ausgeschieden und der Welt der Fabel anheimgefallen.

Ein ähnliches Zurücktreten der Cerviden läßt sich in einem zweiten Fall beobachten. Lat. cervus, kymr. carw „Hirsch“, lit. karvo „Kuh“, altpreuß. kurwis „Ochse“ führen auf eine Grundform *kry-. Das entsprechende arische Wort hat sich allein in den finnisch-ugrischen Sprachen als Lehnwort erhalten, während es im Indoarischen und Iranischen aufgegeben ist (73).

Diese Beststellungen sind für das spätere Verhalten der arischen Stämme von Bedeutung. Als sie in Iran und Indien einbrachen, führten sie auch dorthin den Streitwagen mit. Er blieb lange in Abung. Dareios I. ließ sich auf einem Rollstiegel zu Wagen den Löwen jagend darstellen (74). Und noch in den Heeren der späteren Achaimeniden fahren die indischen Hilfsvölker zu Wagen (75). Die glänzende Schilderung, die Kalidasa zu Beginn des ersten Alters seiner Säkuntala von einer Hirschjagd zu Wagen gibt, hat die alte heroische Form beibehalten. Zu einer Zeit, da man im Iran der Sasaniden längst die jüngere Form, die Jagd zu Pferde, übte (76).

Aufgegeben war in Indien freilich der Hirsch als vornehmstes Jagdtier. An sich fehlen die Cerviden im indischen Bereich keineswegs. Ein reicher Schatz von Namen läßt sich aus den indischen Sprachen zusammenstellen (77). Doch bereits im Rigveda treten Hirsch und Hirschjagd stark zurück. Die Erwähnungen beschränken sich auf wenige Stellen, die überdies unsicher sind (78). Auch im Avesta fehlt der Hirsch; ebenso fehlt er fast ganz als Gegenstand der Kuristanbronzen, als deren Hersteller die vielleicht mit indogermanischen Bestandteilen durchsetzen Kossäer in Betracht kommen (79). Und doch zeigen die Reliefs von Taq-i-bustān und die anderen Jagddarstellungen der sasanidischen Kunst (80), daß zumindest der Dam-hirsch im Iran heimisch war.

Man beobachtet erneut, was bereits bei der sumerischen Kunst aufgefallen war. Bei dem Vor-

dringen eines nördlichen Volkes nach Süden verschwindet der Hirsch mehr oder weniger rasch. Nicht als ob es sich um ein tatsächliches Fehlen handelte: Iran und Indien besitzen ihre Cerviden ebenso wie Mesopotamien. Der Rückgang vollzieht sich allein in der Vorstellungswelt. Der Hirsch, der in ihr bei den Nordvölkern einen bevorzugten Platz einnimmt, wird verdrängt. Und zwar bei den Arieren ebenso wie bei den Sumerern und ihren Nachfolgern.

An die Stelle des Hirsches treten andere Jagdtiere. Altindoor. ršya- bedeutet den „Bock der Gazelle“, und doch zeigt die Urverwandtschaft mit altnord. elgr, ags. colh, ahd. elaho, daß ursprünglich der „Elch“ gemeint war. Auf den mitannischen Siegelzyllindern sieht man neben der Hirschjagd die auf Antilope und Gazelle, auch sie geschah zu Wagen (81). Für Kalidasa an der bereits erwähnten Stelle ist die Antilope das königliche Jagdtier. Seine Schilderung muß uns die der alten Hirschjagd heroischen Gepräges ersezten.

Die Antilope flieht vor ihren Verfolgern: „Lieblich unter Halsbiegungen den Blick auf den stets folgenden Wagen fest gerichtet, mit dem Hinterkörper aus Furcht vor dem Pfeilfall bei nahe ganz in den Vorderkörper hineingegangen, den Kopf mit halbverzehrtem darbha-Gras, das dem vor Müdigkeit geöffneten Munde entfällt, bestreuend“ (82), eilte sie in hohen Sprüngen, „mehr in der Luft als auf der Erde“, davon. Ihr nach die Pferde: „mit ausgebreittem Vorderkörper ... die Ohren straff nach oben gerichtet, nicht erreichbar vom Staub, den sie selbst erregen, gleich als wenn sie die Geschwindigkeit der Antilope nicht ertragen könnten.“ Schon holen die Jäger das Tier ein, der König legt den Pfeil auf den Bogen – da wird die flüchtende Antilope durch das Dazwischenstehen der Einsiedler gerettet.

Diese Beschreibung weist noch auf eine Besonderheit hin. Für einen Augenblick droht die Antilope dem Blick des Königs zu entkommen. Er fragt seinen Wagenlenker nach der Ursache, und dieser antwortet: „Des holperigen Bodens wegen hatte ich durch Anziehen der Zügel die Geschwindigkeit des Wagens verringert. Dadurch hat die Antilope einen großen Vorsprung gewonnen. Jetzt, da du dich auf ebenem Boden befindest, wird sie dir nicht schwer zu erreichen sein.“ Diese Worte kennzeichnen die Abhängigkeit der Wagenjagd von der Bodenbeschaffenheit. Eine Unebenheit stellte sofort den Erfolg in Frage (83).

Damit kehren wir noch einmal zu den Mitanni zurück. Das östliche Kleinasien, das nördliche Syrien bilden schwerlich für die Wagenjagd ein ideales Gelände. War sie also für Malatya recht am Platze? Vermutlich ließ sich der Rennwagen nur in Ausnahmefällen verwenden. Im mitannischen Sendshirli wurde darum ebenso wie im hethitischen Uyuk, nach Ausweis der dortigen Reliefs (84), die Jagd zu Fuß betrieben. Man jagte die Rothirsche nach wie vor mit Bogen und Schweißhund, ohne Pferd und Wagen.

Und doch wurde daneben die Hirschjagd vom Wagen herab dargestellt! Das zeigt, daß sie nicht nur technisch, durch größere Erfolgsaussichten bei der Jagd, bedingt war. Hirsch und Wagen mußten in tieferem Wesensgrunde miteinander verbunden sein. Wie bei den arischen Mitanni, so gaben auch bei ihren indischen und iranischen Vettern andere als praktische Beweggründe den Anlaß ab, der sie am Bild des jagenden Herrschers auf dem Streitwagen festhalten ließ.

In der vedischen Religion wird durch das Rad die Sonne symbolisiert. Sie wurde beim Bājapehaopfer durch einen aus Weizenmehl gefertigten Radkranz dargestellt (85). Ein Rad oder einen Wagen drehte man bei der Anlegung eines Opferfeuers dreimal herum: auch dies ein Hinweis auf Sonnensymbolik (86). Im avestischen Mithra Nāshī ziehen Mithras Wagen „geistige, weiße, leuchtende, weithin sichtbare Rossen, kluge, kundige, schattenlose“; golden sind des Wagens Räder (87). Goldene ist im Rigveda auch das Gefährt der Aswins (88). Da sind die Sonnenrossen deutlich, und Gold ist die Farbe der Sonne (89). Mit seinem Wagen eilt Mithra (90) „der unsterblichen Sonne mit ihren Rossen voran“, als erster erreicht er „den goldgeschmückten, schönen Berggipfel“. Mit dem sonnenhaften Reifen von Rad und Wagen hängt zusammen, daß der Lauf der Himmelsbahnen mit dem schnellen Wagen verglichen wird (91). Der Sonnenwagen ist zugleich Götterwagen. Indra und die Maruts, seine Krieger, Männer, Mitra, Varuna, die Aswins und viele andere fahren auf ihm daher (92). Auch in den Nāshī ist Mithra der göttliche Kriegsheld auf dem Wagen.

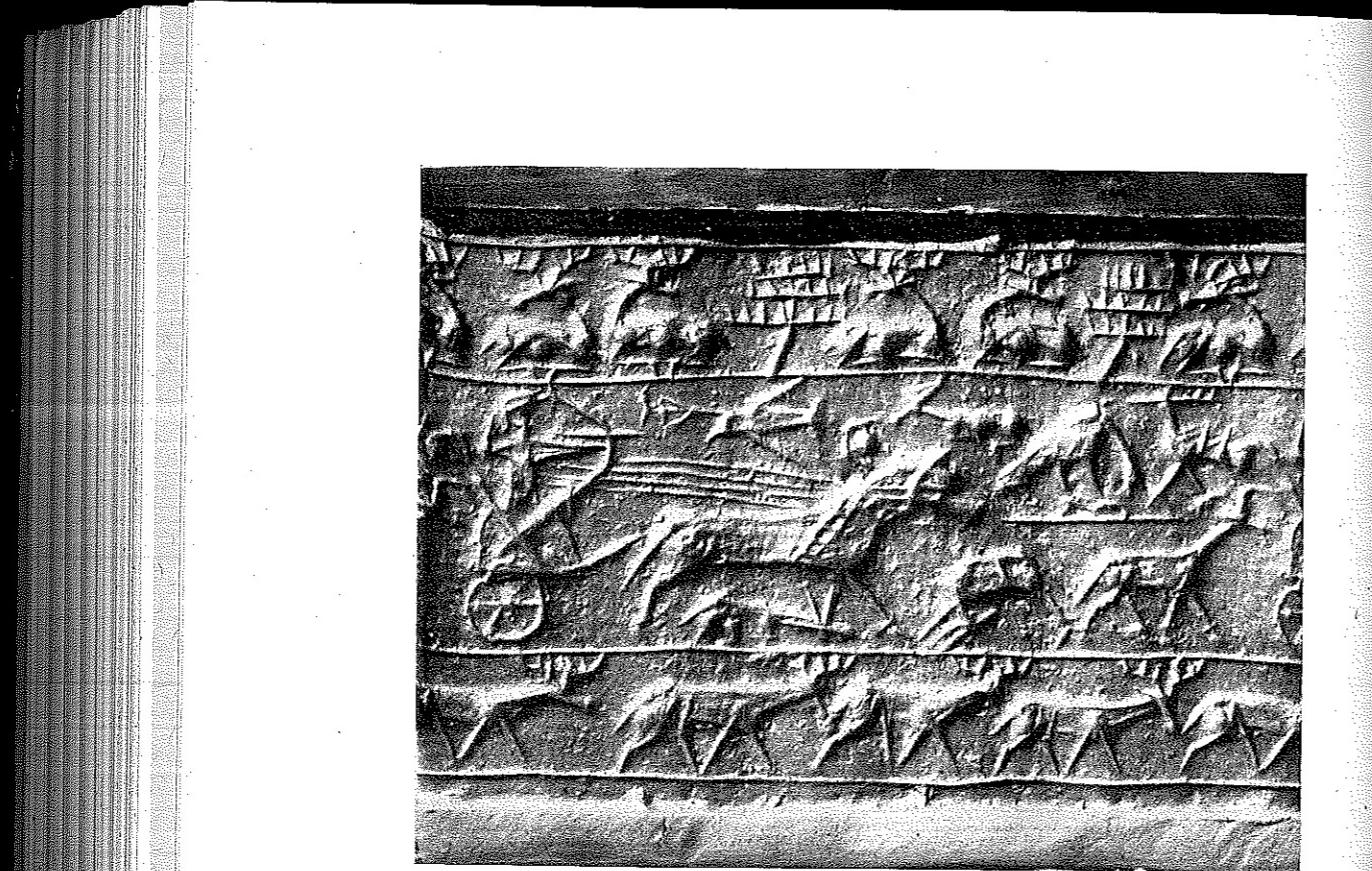


Abbildung 3. Mollseigel. Vorderasiatische Abteilung der Staatlichen Museen, Berlin. Photo V A 553.

Aberall gehen die Vorstellungen „Wagen“ und „Rad“ ins Kosmische über. Wir verweisen noch auf den (Jung-)aravischen Namen des siebenten, in der Mitte gelegenen Erdteils *xvaniada-*. Der älteren Auffassung gegenüber, die ihn als „mit schönem Wagen“ deutete (93), ist die S. Spechts (94) vorzuziehen, die hier das „Sonnenrad“, den *ἥλιον τροχός*, erkannte. Das erste Kompositionsglied gibt *xvani-* statt des zunächst zu erwartenden *xvanro-*, und dieser Wechsel entspricht einem bekannten Wortbildungsgesetz (95).

Ist der Wagen ein Sonnen- und Götterwagen, so gilt vom Hirsch das Gleiche. Mit Sonne und Mond verbunden trat er auf dem trojanischen Urnendeckel entgegen. Ähnliches wird sich für die skandinavischen und norditalienischen Felsbilder erweisen lassen. Aber auch die Kunst der Mitanni selbst führt auf die gleichen Vorstellungen.

Aus Malatya ist ein zweites Relief (96) erhalten, das den König einem Gott opfernd darstellt. Dieser hält mit der Rechten den Bogen geschultert, in den Linken den Blitz. Auf seiner spitzen Mütze ein Ornament kleiner Kreise, die sich als Sonnen- oder Gestirnbilder deuten ließen. Gleich den hethitischen Göttern von Yazilikaya steht auch dieser auf seinem Tier: er hält es an einem um den Hals gelegten Zügel. Überhaupt ist die Ähnlichkeit mit dem hurritisch-hethitischen Wetter- und Blitzzgott Teshup nicht zu verleugnen (97).

Über die Natur des Tieres, auf dem der Gott von Malatya steht, wurde bisher Einhelligkeit nicht erzielt. Während die einen es als Stier ansprachen, erklärten es die anderen als Hirsch (98). Es trifft zu, daß die gleiche Gottheit auf einem älteren Siegelzylinder (um 2000 v. Chr.) auf einem Stier steht (99). Aber für das Relief von Malatya scheint, nach Ausweis des Geweihes, allein der Damhirsch in Betracht zu kommen. Unter der Herrschaft der arischen Mitanni ist

er dem altmittelägyptisch (100) - vorderasiatischen (101) Stier zur Seite getreten, wie die Hirschjagd zu Wagen im Tell Halaf neben der auf den Stier (102) erscheint. Ein Gegenüber von symbolischer Bedeutung, in dem indogermanisches und nicht- oder vorindogermanisches Volkstum aufeinanderstießen; ein Gegenüber, dem wir auch sonst begegnen.

Von seinem Vorgänger, dem Stier, mag der Hirsch den gedrungenen Körperbau empfangen haben, den ihm der Künstler von Malatya gab. Der Deutung als Damhirsch entspricht, daß das Tier, welches rechts von Gott und König zum Opfer herangeführt wird, ein Hirschkalb oder Jungtier (kennlich am kleineren Geweih) ist. Heiliges Tier des Gottes und Opfertier pflegen weithin zusammenzufallen (103). Dementsprechend erscheint im hethitischen Ritual ein Opfer auch von Hirschfleisch (104).

Das Rad ein Sonnenrad, der Wagen ein Sonnen- und Götterwagen, der Hirsch Genosse des bogenträgenden Wetter- und Blitzgottes, Opfertier und mit Sonnenymbolen verknüpft – das schließt sich zusammen. Der Gott jagt im Hirsch das Tier, das ihm zugehört, ihm heilig ist. Er jagt das SonnenTier mit dem Sonnenwagen; er erlegt den Hirsch mit der Waffe, die Abbild des fernbittenden Glücks ist.

Die arischen Götter, hat man gesagt (105), seien das Spiegelbild arischer Fürsten gewesen. Das ist moderne psychologische Ausdeutung: für die alte Zeit verhält es sich gerade umgekehrt. Es sei noch einmal an den Eingang von Kālidāsa's Śakuntala erinnert, wo der König auf dem Streitwagen und mit angezogenem Bogen hinter der Antilope herjagt. Da meint der Wagenlenker, Śiva selbst vor sich zu sehen, der mit dem pināka (Name von Śivas Bogen) bewaffnet das flüchtige Tier verfolgt. Der jagende Gott also ist das Ursprüngliche, und sein Glanz fällt auf das Abbild, den irdischen Herrscher. Diefer selbst stellt befriedigt fest, die Schrägligkeit seines Gefährts übertreffe sogar die Sonnenrose.

Im Bild des Jägers, der vom Wagen herab in rasender Fahrt den Hirsch erlegt, spiegelt sich die Gottähnlichkeit arischen Herrrentums. Weil beides, Hirschjagd und Götterdasein, untrenn-

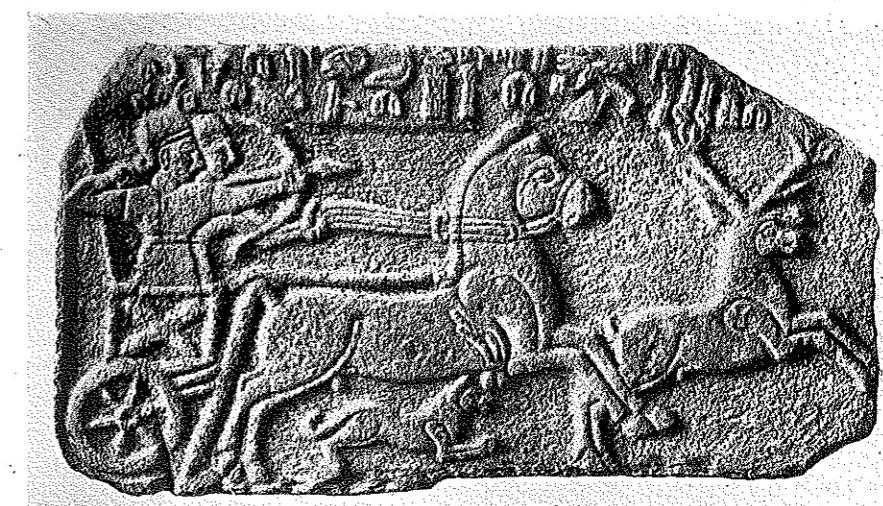


Abbildung 4. Ordaju bei Malatya. Aufn. A. Moortgat.

bar verknüpft war, – und nur darum – hielt sich die Darstellungsform. Sie hielt sich selbst dort, wo diese Art der Jagd praktisch nicht mehr in Betracht kam.
(Schluß folgt.)

- (1) The Fauna of Ancient Mesopotamia as represented in Art (Analecta Orient. 18) 37 f. Einige literarische Bezeugungen des Hirsches bei B. Landsberger, Abh. Sächs. Akad. Wiss. 42, 6, 98 f. – (2) Es fehlen, soweit wir seien: Kleine Steinfigur (Weibgeschenk) aus der Djemdet-Nasr-Schicht in Uruf (Sammelfund); Heimlich, Kleinfunde aus den arch. Tempelschichten in Uruf (Ausgr. d. Dt. Forschungsgemeinsch. in Uruf-Warka) 24, Taf. 12 h (Damhirsch?), etwa 3100. – Siegelabdruck in Ton aus Uruf, Schicht V: J. Jordan, Abh. Berl. 21, 1930, 4, 51, Abb. 44, etwa 3300. – H. Frankfort, Cylinder Seals pl. XIII b und ff., etwa 2700; S. 141. Wir danken die Hinweise J. Jordan. – (3) H. R. Herzfeld, Das Ausgrab. von Samara 5: Die vorgef. Töpferreien 18, Abb. 16 nr. 16. – (4) Ansatz von J. Jordan. – (5) H. R. Hall und E. B. Woolley, Tell-Ur-Excavations 2, 87 f.; pl. 140; 141 b; 112–113; 96–97. – (6) A. Unger, Subart 9 f.; zuletzt B. Hrozný, Die älteste Geschichte Babeliens 39 f.; 58 f. – (7) Dies ist die Auffassung J. Jordans. – (8) B. Landsberger, a. D. 98; A. Salomon-Stein, Arch. Legate aus Uruf 2, 53 Ann. 4. – (9) J. Wiesner, Piseculi §. Dölger 309 f. – (10) Mén. de la déleg. en Perse 13, pl. 10, 7; 12; 131; pl. 3, 169. – (11) G. Douglas van Buren, a. D. 40; 42. – (12) B. Hrozný, a. D. 58. – (13) H. Schliemann, Illos nr. 1289; 1882; Hoernes-Menghin, Urgefsch. d. bild. Kunst 3 496; P. Grimm, Jahresschr. f. Vorgesch. 29, 56, Abb. 21. – (14) O. Muck, Germanien 1939, 169 f. – (15) J. Wiesner, a. D. 310. – (16) O. Muck, a. D. 172 f.; vergl. P. Grimm, a. D. 55. – (17) H. Dingler, Germanien 1937, 39; Altheim-Trautmann, Italien u. d. Dor. Wandlung Albae Vigiliae 5 f.; dazu R. Kerényi, Labyrintos (Sonderdruck aus Laurae Aquincenses II) 26. – (18) E. B. Blegen, Amer. Journ. Arch. 41, 18; vergl. 110; S. B. Goethert, Arch. Anz. 1940, 642; G. Schuchhardt, Abh. Berl. Akad. 1940, 10, 12 f. – (19) H. Döllg. Altretat 3 Abb. 215; S. 29, Abb. 12. – (20) G. Juchs, D. griech. Fundgruppen d. frühen Br. (Neue Dt. Forsch., Abt. Archäol. 1) 98. – (21) G. Juchs, a. D. 103, Taf. 7. – (22) E. Schuchhardt, Alt-Europa 3 244. – (23) G. Juchs, a. D. 121 f.; Taf. 10. – (24) G. Juchs, a. D. 122 f.; Abb. 14. – (25) P. Grimm, a. D. 55. – (26) E. Schuchhardt, a. D. 244 f. G. Juchs, a. D. 117; auf Troja I beschränkt sie jetzt E. Schuchhardt, Abh. Berl. Akad. 1940, 10, 14; 21. – (27) E. Schuchhardt, Alt-Europa 3 239 f. – (28) E. Schuchhardt, Alt-Europa 3 236 Abb. 136 m; vergl. 297. – (29) E. Schuchhardt, Alt-Europa 3 236 Abb. 136 m; vergl. 297. – (30) E. Schuchhardt, Alt-Europa 3 236 Abb. 136 m; vergl. 297. – (31) O. Muck, a. D. 171. – (32) E. Schuchhardt, Alt-Europa 3 236 Abb. 136 m; vergl. 297. – (33) E. Schuchhardt, Alt-Europa 3 236 Abb. 136 m; vergl. 297. – (34) E. Schuchhardt, Alt-Europa 3 236 Abb. 136 m; vergl. 297. – (35) Vorläufig B. Kellermann, Germanien 1938, 16 f.; Abb. 2–3. – (36) P. Grimm, a. D. 59 f.; Taf. 34. – (37) Zum Zeitanfang der Salzmünden Kultur vergl. P. Grimm, a. D. 38 f. – (38) O. Muck, a. D. 171; 174, deutet die rechts anschließende Figur als Lebensbaum. Sehr wahrscheinlich, wenn auch eine genau entsprechende Form uns nicht bekannt ist. – (39) E. Bittel, Prähist. Forsch. in Kleinasiens 58; 77; 84; J. Wiesner, a. D. 310. – (40) G. Juchs, a. D. 98. – (41) H. Cambel, Rev. hist. et asian. 4, fasc. 30, 208 f. – (42) H. Cambel, a. D. 9; J. Wiesner, a. D. 171; 174; St. Przeworski, Die Metallindustrie Anatoliens (Intern. Arch. für Ethnographie 36, Suppl.) 128. – (43) H. Cambel, a. D. 10; 13–16. – (44) H. Cambel, a. D. 210; St. Przeworski, a. D. 25; E. Bittel, Alt. 1939, 116 f. – (45) Vergl. die Zeitschrift bei St. Przeworski, a. D. 26. – (46) J. Wiesner, a. D. 311. Eine weitere Vermutung bei B. Hrozný, a. D. 53; 118 f. – (47) A. Moortgat, Orient. Lit.-Rtg. 1930, 843 f. – (48) G. Contenau, Glypt. syro-hitt. nr. 271; 273; 285 f.; 295; Tablettes de Kerkouk, Babylonica 9, 74 nr. 108; 111; A. Moortgat, a. D. 853. – (49) A. Moortgat, a. D. Taf. 2, 1; Schäfer-Andreae, Die Kunst des Alten Orients (Propyläen-Kunstgesch.) 551 oben. – (50) A. Moortgat, a. D. 852 f.; Bildwerk u. Volkstum Babeliens §. heil. Zeit 20. – (51) B. Hrozný, a. D. 111 f. – (52) J. Friedrich, Reallex. f. Assyriol. 1, 144 f.; B. Hrozný, a. D. 111 f. – (53) J. Wiesner, Fahrten u. Reisen in Alt-Europa u. im Alten Orient (Der alte Orient 2, 2–4) 34; A. Moortgat, Orient. Literatur-Zeitung 1930, 852 f. – (54) P. Kreftschmer, §. 55, 93, Anmerkung 1; H. Schmidel, Die ersten Arier im alten Orient 6; 9, wo weitere Literatur. – (55) E. Forrer, Archiv. der Morgenl. Gesellschaft, 1922, 254 f.; P. Jensen, Sitzungsberichte Akad. Berlin 1919, 376 f.; H. Chelols, Orient. Lit.-Rtg. 1929, 327 Ann. 7. – (56) R. Helene-Geldern, Journ. of the Indian Soc. of Oriental Art 4, 87 f. – (57) E. J. Arne, Geografiska Annaler 17, 42. – (58) P. Kreftschmer, Wien. Zeitschr. f. d. Kde. des Morgenlandes (WZM) 33, 1 f.; Kleinasiat. Forsch. 1, 297 f. – (59) B. Wüst, WZM 34, 171 f. – (60) O. Spengler, Welt als Gesetz, 283; J. Wiesner, Fahrten und Reisen 38; 44. – (61) H. E. Stier, Neue Propyl.-Weltgesch. 1, 431. – (62) H. Jacobsohn, Arier u. Urofinnen 22 ff.; 87 ff.; 177 ff. – (63) H. Jacobsohn, a. D. 38; 183; 245. – (64) J. Friedrich, a. D. 146. – (65) J. Wiesner, Piseculi §. J. Dölger 311. – (67) H. Jacobsohn, a. D. 57. – (68) Petersob, Wörterb. 4, 94. – (69) Vogul népköltési gyűjtemény (Sammlung wogulischer Volksdichtung) 1. CCCLXVII f. Die Übersetzung wurde hier nur für alle später zu nennenden Stellen durch das Altertumswissenschaftliche Institut der Universität Szeged unter der Leitung von R. Kerényi angefertigt. – (70) B. Munkácsi, a. D. 4, 311; v. 129 f. – (71) a. D. 2, 314 f. – (72) H. Jacobsohn, a. D. 57. – (73) H. Jacobsohn, a. D. 124 f. – (74) G. Sarre, Die Kunst des alten Persien Taf. 52. – (75) J. Wiesner, a. D. 79 f. – (76) Vgl. unten. – (77) Mitteilung von B. Prinz, dessen Angaben wir an anderer Stelle veröffentlichten werden. – (78) Zu J. Wiesner, Piseculi §. J. Dölger 311 Ann. 15; Das NB. 1, 163, 1; 9, die Sonnenrose mit dem Hirsch verglichen werden, trifft nicht zu; harma- ist die Antelope. – (79) So B. Hrozný, a. D. 51; 116. Wir kennen nur ein einziges Stück: eine Schale mit eingeritztem Hirschfries im Innern. Es befindet sich im historischen Museum zu Stockholm und

wurde durch E. J. Arne während seiner Iranexpedition 1933 erworben. – (80) Gare-Herzfeld, Iran. Felsreliefs Taf. 38; §. Sarre, Die Kunst des alten Persien 86–87; 107. – (81) A. Moortgat, Orient. Lit.-Rtg. 1930, 843 f. – (82) Unter Benutzung der Übersetzung von D. Boehlingk (1842). Auf die Bescheidenheit der Sakuntala-Mythen braucht nicht eingegangen zu werden. – (83) Die gleichen Schwierigkeiten ergaben sich bei einer Autofahrt hinter Gazellen, die vor 1938 im Gefolge des Chammar-Scheichs Mechaïn in der Dihezirch mitmachten. – (84) A. Moortgat, Die bildende Kunst Babeliens und die Bergvölker, Taf. 35–37. – (85) H. Oldenberg, Die Religion d. Veda's 85. – (86) H. Oldenberg, a. D. 109 Ann. 2. – (87) Id. 10, 68; 136. – (88) NB. 1, 64, 11. – (89) H. Oldenberg, a. D. 85. – (90) Id. 10, 13; Übersetzung von H. Sommer, Die Hymnen des Awesta 68. – (91) H. Suntet, Die arische Weltkönig und Helland 270 f. – (92) H. Oldenberg, a. D. 28 f.; J. Wiesner, Fahrten und Reisen 34 f. – (93) Chr. Bartholomae, Altiman. Wörterb. 1864. – (94) Wörter und Sachen 1938, 23 Ann. 1. – (95) W. Galand, §. 31, 267; 32, 592; J. Wiedenfeld, Alth. Gramm. 2, 1, 59. – (96) Arch. Mitt. aus Iran 2, Taf. 10 unten; Realleg. d. Vorgesch. 8, Taf. 41 C; A. Moortgat, Bildwerk und Volkstum Babeliens zur Hethiterzeit 21 Abb. 19. – (97) G. Furlani, La relig. degli Hittiti (Storia delle religioni 13) 63. – (98) Realleg. d. Vorgesch. 8, Taf. 41 C; J. Wiesner, Piseculi §. J. Dölger 311 Ann. 17; A. Moortgat, a. D. 20; G. Furlani, a. D. 63 f. – (99) A. Moortgat, a. D. 17; Abb. 14. – (100) S. Altheim, Studi e materiali di storia delle religioni 10, 125 f.; A history of Roman religion 64 f. – (101) S. Malten, Arch. Jahrb. 1928, 90 f. – (102) M. v. Oppenheim, Der Tell Halaf Taf. 19 b. – (103) S. Malten, Arch. Jahrb. 1914, 214 f.; E. Taveling, Mater Larum 96; S. Altheim, a. D. 137 f. bez. 71. – (104) Keilschrifttext, aus Boghazkoi 15, 22, 12; G. Furlani, a. D. 297. – (105) H. Oldenberg, a. D. 28 f.; J. Wiesner, a. D. 35.

Walter Dexel: Auf den Spuren germanisch-deutschen Holzgeräts

Ges ist dem 20. Jahrhundert nicht leicht gefallen, die formale Erbschaft des 19. Jahrhunderts zu überwinden. Es hat harte Kämpfe gekostet, bis der Formenschwulst, die theatralische Dekoration, die Neigung zum Kitsch und zum „Tun-als-ob“ auch nur einigermaßen unterdrückt werden konnte. Eben weil diese Kämpfe schwer waren, neigt unsere Zeit sehr dazu, die geistige Leistung anzuerkennen, die zur Gestaltung eines einfachen, aber formvollendeten Gegenstandes aufgewendet werden muß. Man widmet diesem Thema immer wieder Ausstellungen, Veröffentlichungen, Aufsätze und Vorträge, und das alles mit Recht; denn die Erschaffung einer schlichten aber vollendet schönen Gebrauchsform ist tatsächlich eine hohe geistige Leistung.

Der Historiker ist nicht in dem Maße geneigt, solchen Leistungen seine Hochachtung zu bezeigen. Er neigt noch immer zur bevorzugten Herausstellung der geschmückten und reich verzierten Gegenstände aus der Hinterlassenschaft vergangener Jahrtausende. Infolgedessen ist der enge Zusammenhang des kulturellen Wollens unserer Tage mit der gegenständlichen Volkskultur der Vergangenheit noch wenig gesehen. Wir neigen nach wie vor dazu, es für ein ganz besonderes Verdienst des 20. Jahrhunderts zu halten, daß es die Schönheit und Bedeutung der reinen Form erkannt habe, und daß es uns befreit habe vom Buß der überladenen Prunkformen, in denen das 19. sich gefiel. Die Verzierungswut des 19. Jahrhunderts kennen wir noch zur Genüge aus Erfahrung und kennen ja auch die Urbilder und Vorbilder dieser „Prachtstücke“ durch unseren Museumsbesitz.

Die Häufung kostbaren und reich verzierten Hausrates in den Museen ist es ja gerade, die dazu geführt hat, daß man die ganze historische Vergangenheit gleichsam in Samt und Seide sehen zu müssen glaubte und daß man sich den häuslichen Besitz der gotischen und Renaissancezeit, des Barock und des Empire fast allgemein sehr prunkvoll und kostbar vorstellt. Die Ursache für dieses Auswahlprinzip der Kunstmuseumseien macht man sich auch selten klar. Sie liegt ganz einfach darin, daß die Sammlungen des Kunstmuseums fast sämtlich während der Gründerzeit entstanden, um dem Handwerk und der Industrie Vorbilder zu liefern, und daß

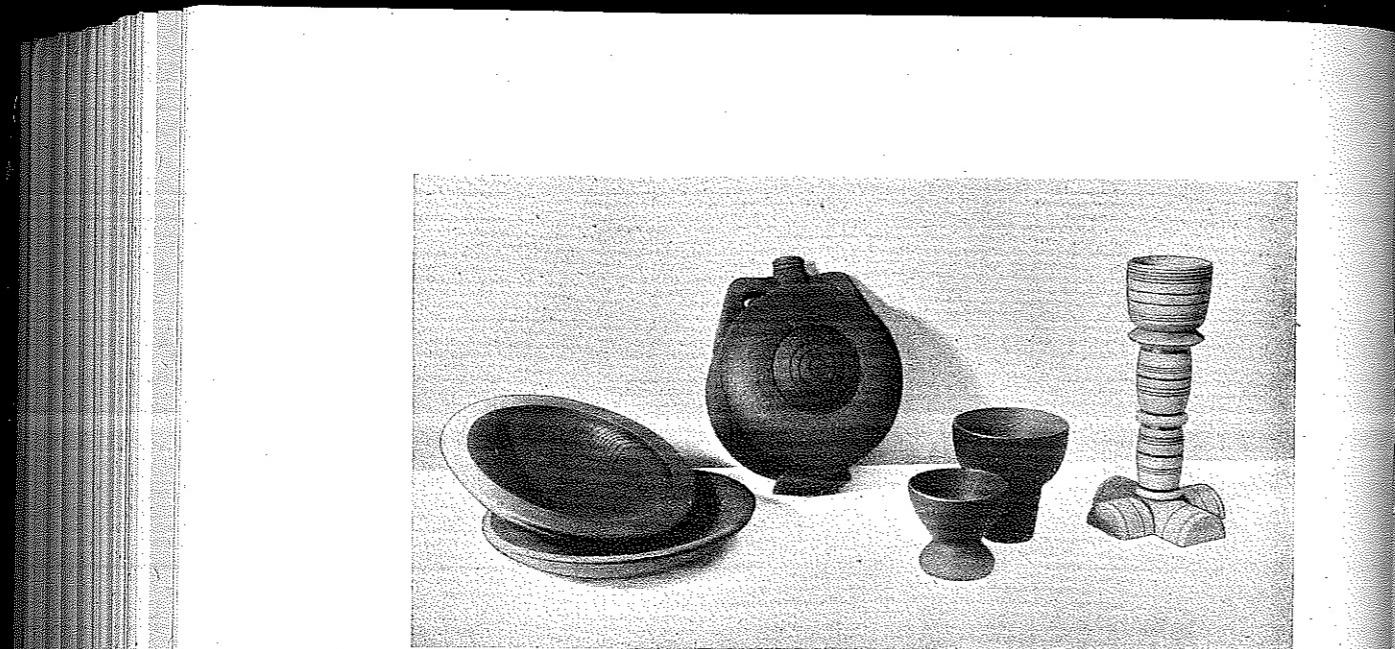


Abbildung 1. Gedrechseltes Holzgerät - Schüssel, Feldflasche, Becher, Leuchter - aus dem alemannischen Sängergrab von Oberflacht, Württemberg. 6./7. Jahrhundert (Nachbildungen). Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin. Aufn. Museum.

sie diese Vorbilder im Geschmack der Gründerzeit wählten und sammelten, das heißt sie bevorzugten ganz eindeutig den prächtigsten und verziertesten Hausrat und nahmen die einfach reine Form, der das 20. Jahrhundert wieder huldigt, kaum in ihre Besände auf. So konnte es kommen, daß die alltägliche Volkskultur (mit Ausnahme des Arbeitsgebietes der Volkskunde, des bäuerlichen Brauchtumsgutes) vernachlässigt blieb. Mit anderen Worten, man konnte sich und kann sich noch heute den häuslichen Besitz der breiten Volkschichten, die immer 95 vom Hundert des Volksganzen ausmachen, im Mittelalter und Neuzeit noch immer nicht vorstellen. Nun, der häusliche Besitz der Volksgesamtheit war immer so, wie wir ihn heute wieder erstreben: einfach und schlicht, formschön und werkgerecht, und der übliche Besitz der Kunstmuseumseien kennzeichnet lediglich die Lebenshaltung einer ganz kleinen fälschlichen, geistlichen und bürgerlichen Oberschicht, die den Kulturhistoriker nicht so ausschließlich beschäftigen sollte, zum mindesten nicht in unseren Tagen. Da wir aufgehört haben, Fürstengeschichte allein zu betreiben, dürfen wir auch aufhören, die Fürstenskultur so bevorzugt zu studieren. Da nun die Vor- und Frühgeschichtsforschung anders verfuhr und nicht auswählte, sondern alles Gefundene tatsächlich darbot und in den Kreis ihrer Untersuchung zog, überwiegt hier das Formgut, das dem Gebrauch des ganzen Volkes diente, und so stellt sich die Vor- und Frühzeit vergleichsweise ärmlich dar. Kein Wunder, daß es vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus gesehen so erschien, als habe unser Volk in den Jahrhunderten, die vor der Interessensphäre der damaligen Kunstgeschichte lagen, also vor dem 13. Jahrhundert etwa, beiheiden, ärmlich und kulturlos, wie man es vom damaligen Standpunkt auffaßte, dahingelebt. Diese Denkschäler mußten zwangsläufig entstehen, weil man inkommensurable Größen, weil man nicht zu Vergleichendes verglich. Man verglich nämlich (und tut das vielfach noch heute) Fürstenskultur und Machtkunst des Altertums, also Griechenlands, Roms und Kleinasiens mit dem bäuerlich-volkskulturellen Formbesitz Germaniens. Man verglich den Besitz einer jeweils kleinen mittelmeerischen Oberschicht - überspielt gesagt den Nachlaß des Tiberius oder eines römischen Senators, mit dem der breiten germanischen Volksmassen, also mit dem der Bauern

und Krieger. Es ist noch nie gefragt worden, wie der römische oder griechische Bauer und Soldat hausten und welcher Geräte sie sich bedienten. Würde hier Gleches mit Gleichen verglichen, so würde sich vermutlich die Waschschale zugunsten germanischer Kultur zu senken beginnen. (Man bedenke nur, was es heißen will, daß die germanischen Völker den Kitsch in keiner Form gekannt haben, den Kitsch, der während des Altertums in den Mittelmeergebieten geradezu wuchert, ein Thema, dessen eingehende Untersuchung sehr lohnend wäre.) Man kam noch nie dazu, nach der Lebenshaltung des einfachen Menschen im Altertum zu fragen, beginnt man doch kaum erst zu fragen, wie denn das deutsche Volk während der soviel untersuchten Stilperioden der deutschen Kunstgeschichte gelebt, und was es in seinem täglichen Dasein bemüht hat.

Im einseitigen Auswahlprinzip liegt ein wesentlicher Grund für den großen Abstand, der scheinbar zwischen der Kultur unserer Vorzeit und den Völkern des Altertums einerseits und den kunsthistorisch durchforschten Jahrhunderten der Stilperioden anderseits besteht. Kulturhistorisch betrachtet ist die Vergangenheit ein beschämend unbekanntes Gebiet, sofern man sich die häusliche Kultur der Volksgesamtheit vorzustellen sucht.

Man kann nicht umhin, den Mangel an Objektivität zu beklagen, der in der kunstgewerblichen Forschung und der Sammeltätigkeit des 19. Jahrhunderts in Erscheinung tritt. Beide waren

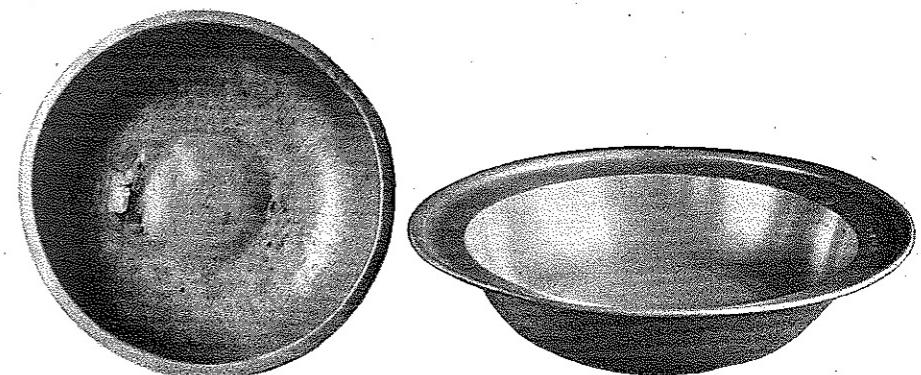
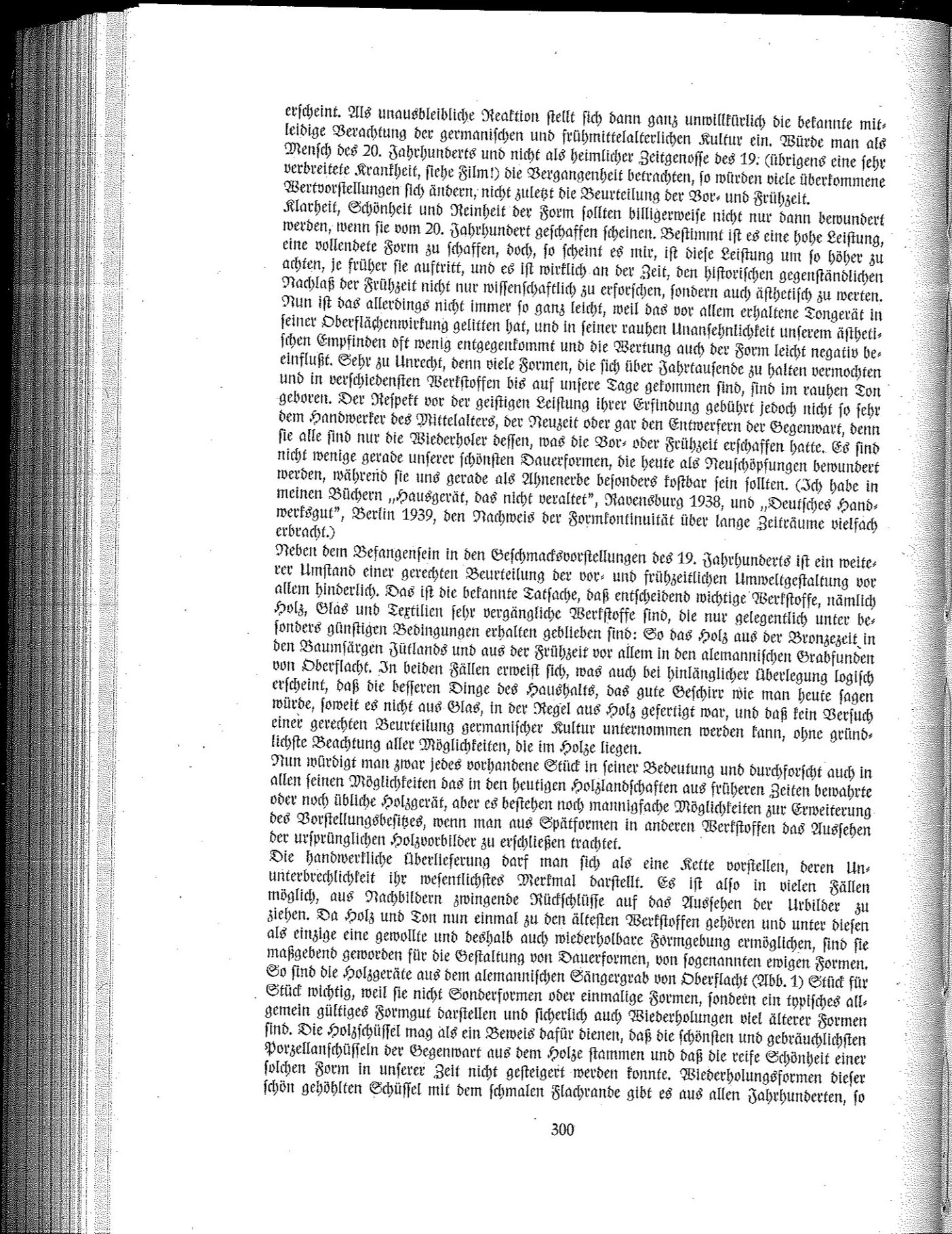


Abbildung 2 (links): Bronzeschüssel, sog. Hanischeschüssel. 12.-14. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Museum für Kunsthandwerk. Aufn. Degel. – Abbildung 3 (rechts): Zinnenschüssel. Anf. 19. Jahrhundert. Sammlung Degel. Aufn. Degel.

so zeitgebunden wie denkbar und es erscheint unverständlich, daß die Verzauberung noch unlöst geblieben ist, und daß der Mensch des 20. Jahrhunderts, der Klarheit, Zweckmäßigkeit und die Schönheit reiner Formen in seiner Umgebung erstrebt, gewissermaßen zu seinem eigenen Großvater wird, wenn er ein Kunstmuseum betritt und gläubig den dort angehäuften historischen Prunk und sagen wir es offen - auch Kitsch - für historische Wahrheit nimmt. Das heißt, daß er sich die Lebenshaltung der Vergangenheit so vorstellt, wie sie dort



erscheint. Als unausbleibliche Reaktion stellt sich dann ganz unwillkürlich die bekannte mitleidige Begehung der germanischen und frühmittelalterlichen Kultur ein. Würde man als Mensch des 20. Jahrhunderts und nicht als heimlicher Zeitgenosse des 19. (Übrigens eine sehr verbreitete Krankheit, siehe Film!) die Vergangenheit betrachten, so würden viele überkommene Wertvorstellungen sich ändern; nicht zuletzt die Beurteilung der Vor- und Frühzeit.

Klarheit, Schönheit und Reinheit der Form sollten billigerweise nicht nur dann bewundert werden, wenn sie vom 20. Jahrhundert geschaffen scheinen. Bestimmt ist es eine hohe Leistung, eine vollendete Form zu schaffen, doch, so scheint es mir, ist diese Leistung um so höher zu achten, je früher sie auftritt, und es ist wirklich an der Zeit, den historischen gegenständlichen Nachlaß der Frühzeit nicht nur wissenschaftlich zu erforschen, sondern auch ästhetisch zu werten. Nun ist das allerdings nicht immer so ganz leicht, weil das vor allem erhaltenen Tongerät in seiner Oberflächenwirkung gelitten hat, und in seiner rauen Unansehnlichkeit unserem ästhetischen Empfinden oft wenig entgegenkommt und die Werfung auch der Form leicht negativ beeinflusst. Sehr zu Unrecht, denn viele Formen, die sich über Jahrtausende zu halten vermochten und in verschiedenen Werkstoffen bis auf unsere Tage gefommen sind, sind im rauen Ton geboren. Der Respekt vor der geistigen Leistung ihrer Erfindung gebührt jedoch nicht so sehr dem Handwerker des Mittelalters, der Neuzeit oder gar den Entwerfern der Gegenwart, denn sie alle sind nur die Wiederholer dessen, was die Vor- oder Frühzeit erschaffen hatte. Es sind nicht wenige gerade unserer schönsten Dauerformen, die heute als Neuschöpfungen bewundert werden, während sie uns gerade als Ahnenerbe besonders kostbar sein sollten. (Ich habe in meinen Büchern „Hausgerät, das nicht veraltet“, Ravensburg 1938, und „Deutsches Handwerksgut“, Berlin 1939, den Nachweis der Formkontinuität über lange Zeiträume vielfach erbracht.)

Neben dem Besangensein in den Geschmacksvorstellungen des 19. Jahrhunderts ist ein weiterer Umstand einer gerechten Beurteilung der vor- und frühzeitlichen Umweltgestaltung vor allem hinderlich. Das ist die bekannte Tatsache, daß entscheidend wichtige Werkstoffe, nämlich Holz, Glas und Textilien sehr vergängliche Werkstoffe sind, die nur gelegentlich unter besonderen günstigen Bedingungen erhalten geblieben sind: So das Holz aus der Bronzezeit in den Baumsärgen Jütlands und aus der Frühzeit vor allem in den alemannischen Grabfunden von Oberfläche. In beiden Fällen erweist sich, was auch bei hinlänglicher Überlegung logisch erscheint, daß die besseren Dinge des Haushalts, das gute Gehirr wie man heute sagen würde, soweit es nicht aus Glas, in der Regel aus Holz gefertigt war, und daß kein Versuch einer gerechten Beurteilung germanischer Kultur unternommen werden kann, ohne gründlichste Beachtung aller Möglichkeiten, die im Holze liegen.

Nun würdigt man zwar jedes vorhandene Stück in seiner Bedeutung und durchforstet auch in allen seinen Möglichkeiten das in den heutigen Holzlandschaften aus früheren Zeiten bewahrte oder noch übliche Holzgerät, aber es bestehen noch mannigfache Möglichkeiten zur Erweiterung des Vorstellungsbildes, wenn man aus Spätformen in anderen Werkstoffen das Aussehen der ursprünglichen Holzvorbilder zu erschließen trachtet.

Die handwerkliche Überlieferung darf man sich als eine Kette vorstellen, deren Ununterbrochenheit ihr wesentlichstes Merkmal darstellt. Es ist also in vielen Fällen möglich, aus Nachbildern zwingende Rückschlüsse auf das Aussehen der Urbilder zu ziehen. Da Holz und Ton nun einmal zu den ältesten Werkstoffen gehören und unter diesen als einzige eine gewollte und deshalb auch wiederholbare Formgebung ermöglichen, sind sie maßgebend geworden für die Gestaltung von Dauerformen, von sogenannten ewigen Formen. So sind die Holzgeräte aus dem alemannischen Sängergrab von Oberflacht (Abb. 1) Stück für Stück wichtig, weil sie nicht Sonderformen oder einmalige Formen, sondern ein typisches allgemein gültiges Formgut darstellen und sicherlich auch Wiederholungen viel älterer Formen sind. Die Holzschüssel mag als ein Beweis dafür dienen, daß die schönsten und gebräuchlichsten Porzellanschüsseln der Gegenwart aus dem Holze stammen und daß die reife Schönheit einer solchen Form in unserer Zeit nicht gesteigert werden konnte. Wiederholungsformen dieser schön gehöhlten Schüssel mit dem schmalen Flachrande gibt es aus allen Jahrhunderten, so

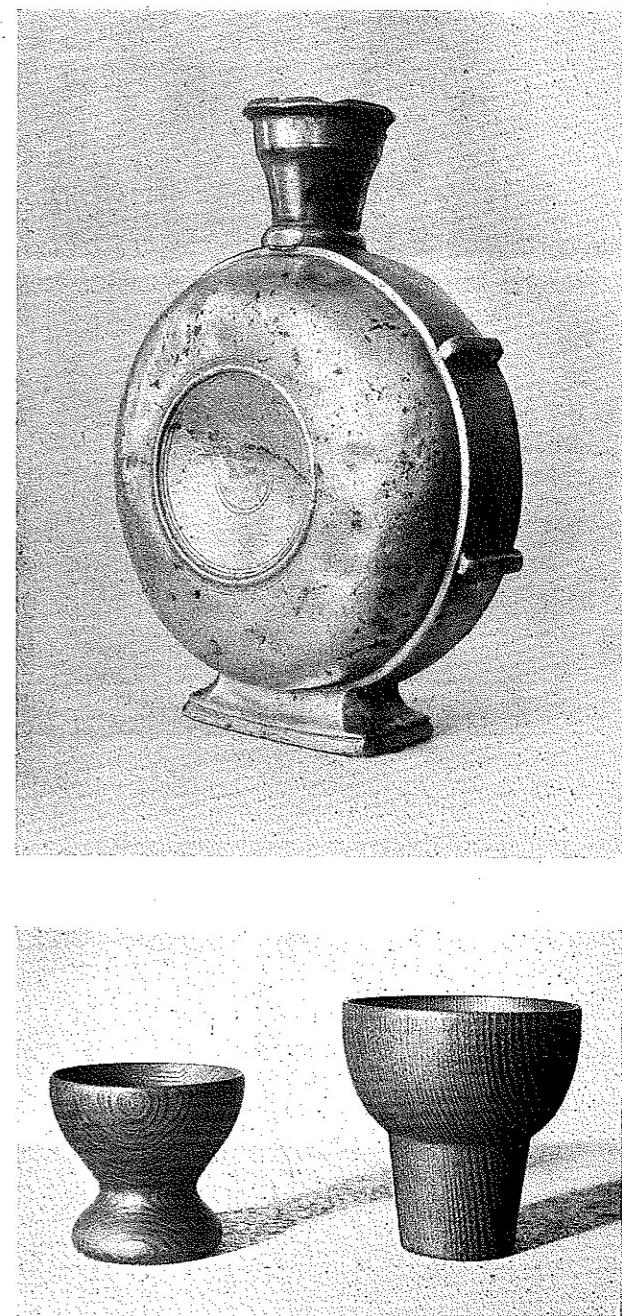
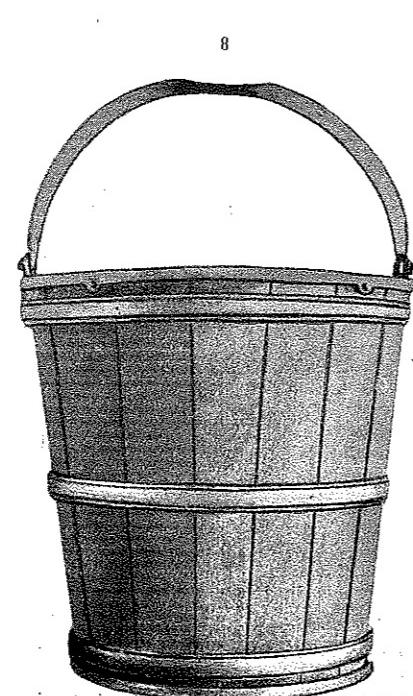


Abbildung 4 (oben). Feldflasche aus Zinn in der Form der gedrechselten Holzfeldflasche. 16./17. Jahrhundert, Karlsruhe. Badisches Landesmuseum. Aufn. Degel. – Abbildung 5 (unten). Gedrechselte Holzbecher aus dem alemannischen Sängergrab von Oberflacht. 6./7. Jahrhundert (Nachbildung). Aufn. Degel.



6

7



8

Abbildung 6. Bronzecimer in der Form des hölzermaßig hergestellten, mit Metten gebundenen Holzimers, vgl. Abbildung 8. 13./14. Jahrhundert. Köln, St. Ursula. Aufn. Aufn. Haus der Rhein. Heimat.

Abbildung 7. Bronzecimer, vgl. Abbildung 6 und 8. 13./14. Jahrhundert. Paderborn, Erzbischöfliches Diözesan-Museum. Aufn. Degel.

Abbildung 8. Kleiner Holzimer mit Bronzebeschlag aus dem Osebergfund. 9. Jahrhundert.

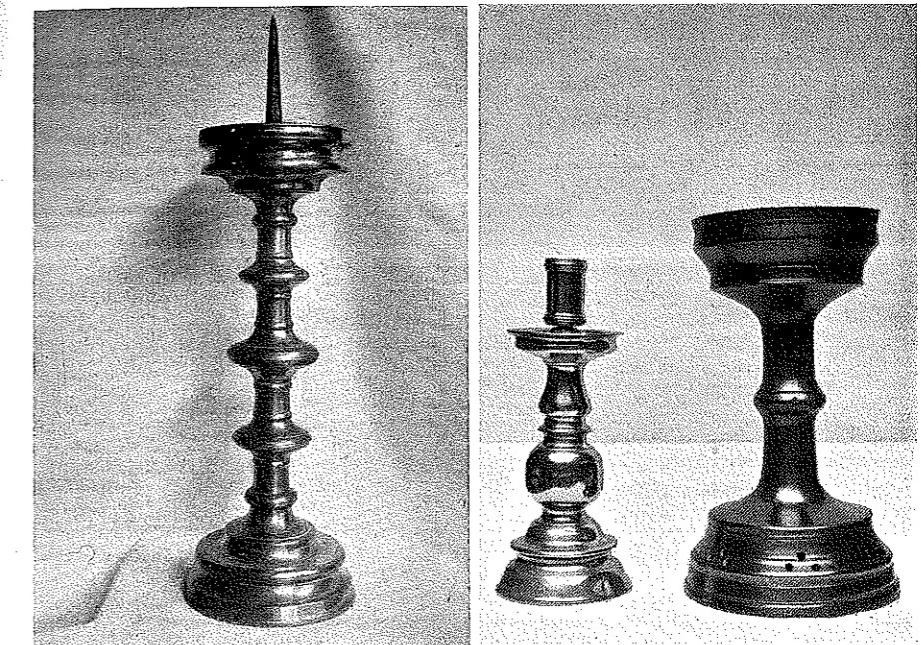


Abbildung 9 (links). Bronzelichter in typischer Holzdrechselform. 16. Jahrhundert. Im Kunsthandel, München. Aufn. Degel. — Abbildung 10. Bronzelichter (Mitte), 17./18. Jahrhundert — (rechts) 15./16. Jahrhundert. Beide sind charakteristisch für die ursprünglich drechselfmäige Gestaltungweise. Altona, Museum. Aufn. Degel.

die bronzenen Hanseschüsseln des 11.–15. Jahrhunderts (Abb. 2), Zinnschüsseln vom 15. bis ins 19. hinein (Abb. 3) und schließlich die Porzellanschüsseln unserer Tage, um nur wenige zu nennen.

Auch die scheibenförmige Holzflasche (Abb. 1 Mitte) ist eine sehr alte Form, die, wenn sie auch in der Gegenwart keine Rolle mehr spielt, so doch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein gebräuchlich war. Die Form blieb im Zinn vielfach erhalten, kam auch in Ton nicht selten vor, doch ist die Herkunft dieser Form aus dem Holze absolut eindeutig erkennbar. Selbst wenn die Oberflächte Flasche nicht gefunden worden wäre, könnte man zwingend auf ein Holzvorbild schließen, denn der ganze Formaufbau ist durch das Herstellungsverfahren bedingt, das ein ganz holzmäßiges ist. Eine dicke hölzerne Scheibe wird von der Mitte der einen Seite her ausgehobelt und dann wird an dieser Stelle ein kreisrundes Verschlusstück eingesetzt. Die konzentrischen Zierrillen sind also bei der Holzflasche, ebenso wie die äußere Form durch das Material und den Arbeitsvorgang bedingt. Bei den Zinn- und Tonflaschen gleicher Art (Abb. 4) sind Körperform und der Rhythmus der Zierrillen nur dann verständlich, wenn man sie als Nachbildungen der ursprünglichen Holzflaschen erkennt. Solche Holzflaschen sind durch bildliche Darstellungen vielfach belegt und aus den letzten Jahrhunderten auch vielfach erhalten (Abb. 17 rechts).

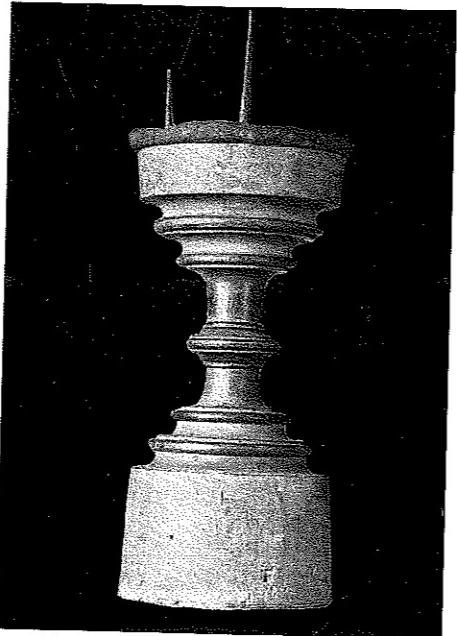


Abbildung 11. Holzleuchter aus einer Dorfkirche bei München. 18. Jahrhundert. Spätes Beispiel einer für das hohe Mittelalter bezeichnenden Leuchterform. München, Bayer. Nationalmuseum. Aufn. Museum.

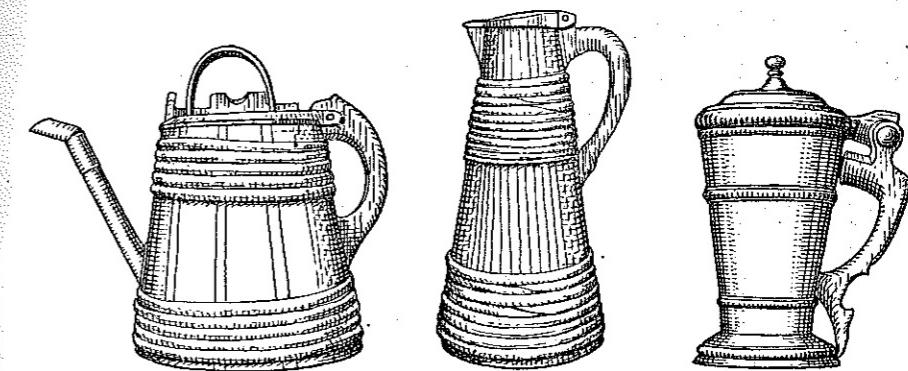
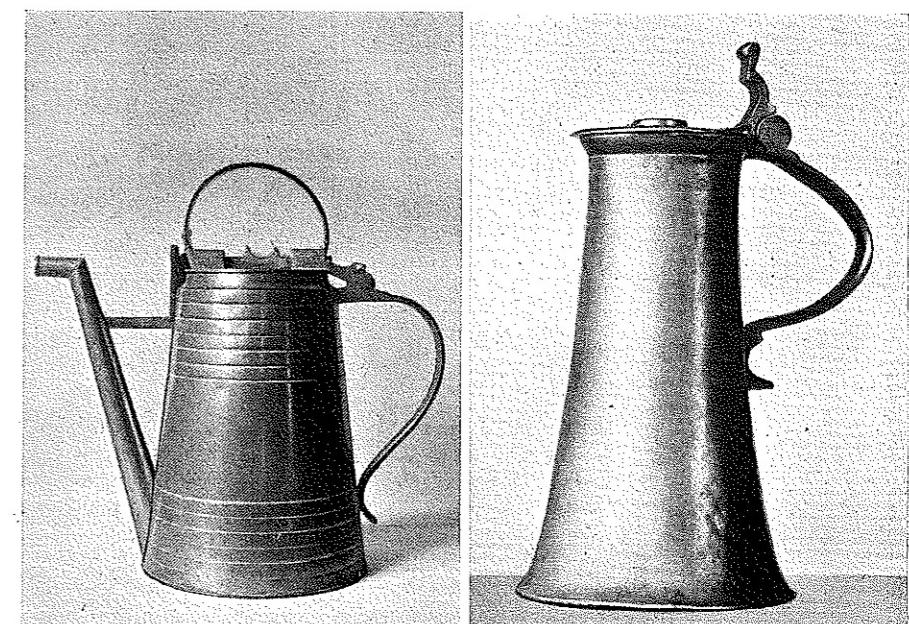
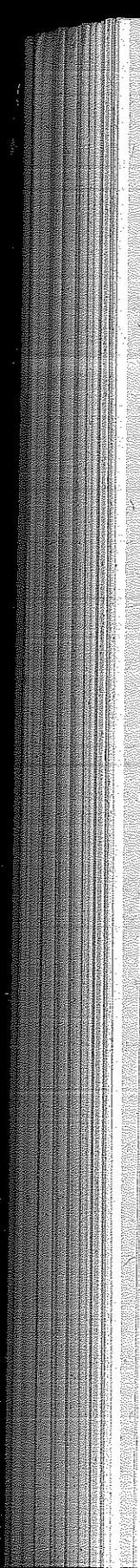


Abbildung 12 (oben). Holzkannen aus Franken, links aus Schweden. — Abbildung 13 (unten links). Zinnkanne. Anfang 19. Jahrhundert. Vgl. Abbildung 12 links. Gera, Museum, Aufn. Degel. — Abbildung 14 (unten rechts). Zinnkanne, sog. Stilze, Südd. Ost. 1576. Vgl. Abb. 12 Mitte. München, Bayer. Nationalmuseum. Aufn. Museum.

Die formvollendeten Holzbecher (Abb. 5) sind nach ihrer ästhetischen und kulturhistorischen Bedeutung noch kaum gewürdigt worden. Sie sind für die Untersuchung deutscher Formen besonders wichtig, weil sie in anderen Werkstoffen häufig nachgebildet wurden. Die Formgebung dieser Becher ist unüblich und neuartig, wenn man die bis dahin bekannten Becherformen einschließlich der antiken betrachtet. Anderseits ist es selbstverständlich, daß Formen, die eindeutig auf dem Werkvorgang des Drehelsens beruhen, sich von den landläufigen Bechergruppen, die entweder kummenartig im weitesten Sinne oder tonisch oder nach Art der antiken Flachschalen gebildet sind, unterscheiden müssen. Entfernte Ähnlichkeiten mit den kleinen Tonfusflampen der Frühzeit und einigen Fußbechern der Lausitzer Kultur sind festzustellen und es ist gar nicht unglaublich, daß diesen verwandte Holzgeräte damals schon vorhanden gewesen sind. Jedenfalls sind alle diese älteren keramischen Vergleichsstücke weit formloser und mangelhafter durchgebildet. Die sehr schönen und reifen Oberflächtenformen lassen den Schluss zu, daß sie Glieder einer langen Entwicklungsserie sind, die durch diesen Zufallsfund nun endlich erschlossen wird. Sicherlich hat es solche Becher in großer Zahl gegeben. Das Drehselerhandwerk war nun einmal eines der meist geübten germanischen Handwerke und gedrechselte Becher müssen schon, wenn man sich den Werkvorgang vergegenwärtigt, so oder so ähnlich ausgesehen haben.

Wenn auch bisher weitere frühzeitliche Holzbecher nicht zutage gekommen sind, so gibt es doch Tonbecher genug, die deutlich erkennen lassen, daß sie auf Drehselformen zurückgehen. Ihr reichliches Vorhandensein in den mannigfachsten Abarten erlaubt den Schluss, daß auch die gedrechselten Holzvorbilder in Fülle vorhanden waren. Sie haben gegenüber den Tonbechern den Vorteil, ästhetischer und appetitlicher zu sein, und man kann sich diese Holzbecher aus schön ge-





maiserten Hölzern sehr reizvoll vorstellen. Neben den glatt gesformten Beispielen zeigen die Wiederholungsformen in Ton die verschiedenen Verzierungsmöglichkeiten von Holzbechern. Der Vorgang des Drechsels erlaubt ja mannigfache Möglichkeiten der Oberflächenbelebung. Die Wiederholungsformen der Oberflächen gedrechselten Holzbecher und deren Abwandlungen in Glas und Metall sind gleichfalls so zahlreich, daß man damit rechnen darf, daß auch Holzbecher zahlreich und alltäglich waren. Zum Glück kommen der Forschung hier Darstellungen zu Hilfe. Verschiedene Tischzeiten des frühen und späten Mittelalters lassen trotz der etwas typisch und allgemein gehaltenen Art solcher Darstellungen kleine eierbecherartige Gebilde erkennen, mit denen nichts anderes gemeint sein kann, als eben solche Holzbecher.

Auch literarische Belege, die die Verbreitung von Holzbechern für das frühe Mittelalter beweisen, sind vorhanden. Allerdings sind sie gewissermaßen negativer Art. Denn es handelt sich in der Regel um kategorische Verbote der Kirche, bei der Messe und überhaupt auf dem Altare Holzbecher und Glasbecher zu benutzen.

Die kulturbringende und kulturtragende Macht und Kraft der Kirche ist viel betont worden und wird noch immer außerordentlich hoch bewertet. Nicht zuletzt, weil sie allein aus dem noch immer so dunklen Zeitraum vom 9. bis zum 13. Jahrhundert neben ihren Großbauten auch einen nennenswerten Nachlaß von Gegenständen bewahrt. Da Grabfunde entfallen, Bodenfunde für diese Jahrhunderte sehr selten sind und fast alles vorhandene Gerät dem Nachlaß der Kirche entstammt, folgerte man, daß Kirche und Klöster die einzigen Kulturträger gewesen seien und man folgte weiter, daß die Gerätkultur auf deutschem Boden bis zum Nullpunkt herabgesunken sei – und das in den Jahrhunderten höchster kaiserlicher Machtentfaltung! Es haben sich also in den Kirchen neben den Goldschmiedearbeiten aller Art, die uns hier nicht beschäftigen, bronzenen Weihwassereimer, Leuchter, Schüsseln und Erztäufen erhalten. All diese Geräte wirken ungemein repräsentativ durch ihre schlichte und edle Formgebung und werden als vollendete Leistungen kirchlichen und klösterlichen Kunstwollens viel bewundert. Eine unvoreingenommene Prüfung dieses Formgutes führt zu überraschenden Resultaten. Die zahlreich erhaltenen, einzig durch Querbänder verzierten herrlichen Bronzeeimer, für die wir hier nur zwei Beispiele geben können (Abb. 6 und 7), beruhen selbstverständlich auf Holzvorbildern, denn weshalb sollte ein Bronzeeimer gebunden sein? Vergleicht man solche Bronzeeimer mit dem Holzeimer aus dem Osebergfund (Abb. 8), so kann an diesen Zusammenhängen wohl nicht gezweifelt werden. Durch Metallbänder gebundene Holzeimer in mancherlei Abarten gehörten zu den germanischen Volksformen alltäglichster Art. Anfänglich wurden sie natürlich von der Kirche benutzt, bis dann die Verbote von Holzgeräten für den liturgischen Gebrauch und das Bedürfnis nach repräsentativer Ausgestaltung des kirchlichen Gerätes die Überzeugung dieser Volksform in den kostbareren Werkstoff bewirkte.

Eine formale Umgestaltung oder Neugestaltung dieser Kirchengeräte wäre folgerichtig gewesen, aber die hinsichtlich der Formersindung sonderbar sterile und unschöpferische Kirche behielt die schlichte Volksform einfach bei. Ein für uns sehr glücklicher Umstand, denn es ist somit möglich, aus den vielen vorhandenen Bronzeeimern auf das Aussehen verschiedener Typen von verlorenen Holzeimern zu schließen. Die Schüsseln gehen ohnedies auf Holzformen zurück, aber auch die monumentalen Erztäufen, die repräsentativsten Einrichtungsgegenstände der Kirchen, die gleich Denkmälern beherrschend dastehen, sind letzten Endes nur Wiedergaben von Holzbütteln, die auf Träger oder Füße gestellt sind. Die Originale, die hölzernen Wasch- und Badeblüten sind durch Miniaturen vielfach zu belegen.

Ebenso sind die wunderbaren Bronzeluchter des Mittelalters und späterer Jahrhunderte formal-geistig von den entsprechenden Holzvorbildern abhängig (Abb. 9 und 10). Hohe gedrechselte Holzleuchter sind gewiß nicht erst für die Kirche erfunden und geschaffen worden, denn die Kirche gestaltete ihr Gerät nicht neu, sondern nahm das Vorhandene und das Übliche in ihren Gebrauch. So bedeutet es eine beglückende Erweiterung des Vorstellungsbildes vom germanischen und frühdeutschen Hausrat, wenn wir uns die hohen und niedrigen gedrechselten Leuchter, die in hundertfältigen Bronzwiederholungen vorhanden sind, als üblichen Hausrat zu denken wagen. Vereinzelt ist übrigens der transportable, etwa meterhohe gedrechselte Holz-



Abbildung 15 (oben). Nord. Zinkkännchen, sog. Röhren. Das Holzvorbild siehe Abbildung 12 rechts. Anfang 18. Jahrhundert. Stralsund, Museum für Vorpommern und Rügen. Aufn. Deyel. – Abbildung 16 (unten). Zinkkännchen in Röhrenform der Marienbruderschaft in Münster. Dat. 1673 und 1674. Münster i. W. Westfälisches Landesmuseum. Aufn. Deyel.



Abbildung 17 (oben). Links zylindrische Holzflasche, 18. Jahrhundert. Bgl. dazu die Zinnflasche Abbildung 18 aus Siebenbürgen, Baron Bruckenthalisches Museum, Hermannstadt. Rechts scheibenförmige Holzfeldflasche aus dem deutschen Siedlungsgebiet Gottschee in Kroatien, 18. Jahrhundert. Privatbesitz Berlin. Aufn. Degel. — Abbildung 18 (rechts nebenstehend). Zinnschraubflasche, 18. Jahrhundert. Sammlung Degel. Aufn. Degel.



leuchter in der Art, wie ihn die langobardische Sigwaltplatte in Cividale zeigt, noch bis ins 19. Jahrhundert hinein in Bauernhöfen erhalten geblieben, so z. B. im Ostenfelder Bauernhause in Husum.

Der Leuchter von Oberflacht stellt das bisher älteste erhaltene Holzbeispiel dar. (Abb. 1 rechts). Der Zufall war nicht so freundlich, daß er uns wie im Falle der Becher und Schüsseln auch hier ein formenschönes Beispiel hinterlassen hätte. Aber das Vorhandensein dieses Gegenstandes ist Beweis genug für die Richtigkeit der hier geäußerten Theorie. Die Gliederung eines senkrechtenstabähnlichen Gebildes durch Schwelungen und Einziehungen oder scharfe gratartige Vorsprünge kann auf nichts anderem beruhen als auf dem Werkvorgang des Drehseins (Abb. 9). (Leuchterbildungen, die auf dem Vorgang des Schmiedens beruhen, die durch Spaltung und Biegung von Metallstäben entstehen, haben einen ganz anderen Formcharakter.) Das fast starre Festhalten der Metallgleiter an den Formprinzipien des Drehseins wurde begünstigt einmal durch den ewig sich gleichbleibenden Reiz einer solchen aufsteilenden Gliederung, zum andern durch den verwandten Arbeitsvorgang, denn die Weiterbehandlung des gegossenen Metallstückes erfolgt ja ebenfalls an der Drehbank. Obwohl es also für Metall andere Möglichkeiten der Formung gegeben hätte und auch gab, hielt man doch auf deutschem Boden überwiegend an der im Holz entstandenen Drehseinsform

fest. Durch solche Erscheinungen wird immer wieder bewiesen, wie stark der Formwillen eines Stammes oder einer Landschaft rassisch gebunden und deshalb so weitgehend unveränderlich ist. Es ist keinesfalls der Trieb zur Nachahmung allein, der es bedingt, daß all die vielen Formen, die sich im Laufe langer Zeiträume in den Urwerkstoffen Holz und Ton herausgebildet hatten, so häufig fast unverändert in andere neue Werkstoffe übergingen, obwohl diese nach ihrer Struktur ganz andere Formmöglichkeiten bieten würden. Der Formwillen ist eine geheimnisvolle, blutgebundene Macht, die ein Volk dazu treibt, Jahrtausende, ja Jahrtausende hindurch immer wieder die gleichen Formgestaltungen zu bevorzugen und nur unmerkliche Veränderungen daran zu gestatten. Allerdings sind diese Erscheinungen nur da zu beobachten, wo eine geschlossene Lebensgemeinschaft besteht. Die gesunkenen Inseln des Großstadters sind wie auf vielen anderen Gebieten so auch auf diesem längst verschüttet. Die Mode ersetzt ihm den Formwillen.

Vielle Metallgeräte späterer Jahrhunderte haben eindeutig den ursprünglichen Holzcharakter bewahrt. Die Strichzeichnung (Abb. 12) gibt drei typische alte Holzgeräte wieder, von denen das linke und mittlere aus Mitteldeutschland, das rechte aus Schweden stammt. Die Metallkanne aus Gera (Abb. 13) hat eindeutig den ursprünglichen Holzcharakter bewahrt. Die Schmucklinien geben die Bindestreifen wieder, die Form ist eine holzmäßige und der Deckel-

verschluß mit dem Kugelsystem ist der gleiche, übrigens eine thüringisch-sächsische Spezialität. Es ist fast lächerlich, wie genau diese Zinnkanne ihr Holzvorbild kopiert. Die süddeutsche Stütze hingegen (Abb. 14) ist eine freie Übersetzung der Holzstütze in den neuen Werkstoff. Die Stütze, eine der häufigsten Zinnformen Süddeutschlands, ist ins Metall wirklich überfertigt und ist frei von slavisch kopierenden Zügen, aber dennoch – das Holzvorbild gab ihr die Gestalt.

Das sogenannte Röhrchen, eine der gebräuchlichsten Zinnformen Norddeutschlands (Abb. 15 und 16) und Niedersachsens, ließ mich zunächst nicht an ein Holzvorbild denken. Aber eines Tages stieß ich doch auf das im Ostseeraume beheimatete Holzbeispiel, und man kann nur feststellen, daß die Übernahme wieder einmal eine fast „wörtliche“ ist.

Es gibt noch eine große Zahl von Beispielen, die verblüffende Zusammenhänge zwischen Zinn- und Holzformen aufdecken, so die Holzflasche aus Siebenbürgen (Abb. 17 links) und die Zinnflasche (Abb. 18).

Die Tatsache dieser Ähnlichkeiten ist nicht nur im einzelnen wichtig, sondern grundsätzlich von Bedeutung, weil sie deutlich zeigt, in wie weitem Umfang die späteren Metallformen von älteren Holzformen abhängig sind und damit beweist, wie zahlreich und verbreitet gedrechseltes und geböschtes Holzgerät in früheren Zeiten gewesen sein muß. Selbstverständlich mußte und muß eine Kultur unterschätzt werden, wenn der wichtigste unter den Werkstoffen, die ihr zur Verfügung standen, und mit ihm das entsprechende Formgut der Vernichtung anheimfielen. Man wird ihr in Zukunft besser gerecht werden können, wenn zu der Untersuchung der späteren Holzgeräte auch die Durchforstung der Metallgeräte des Mittelalters und der Neuzeit tritt, soweit diese vom Holz abhängig sind oder sein können.

*

Aber nichts ist verloren und verschwunden,
was die geheimnisvoll waltenden Stunden
in den dunkel schaffenden Schöß aufnahmen. —
Die Zeit ist eine blühende Flur,
ein großes Lebendiges ist die Natur,
und alles ist Frucht, und alles ist Samen.

Schiller

Die Fundgrube

Die „Brille“ als Sinnbild. Zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung wähle ich die „Brille“ am Spruchband eines Backhauses vom Jahre 1773 in Niedersteinhammer, Kr. Olpe in Westfalen (Abb. 1). Dieses Backhaus gehört zum Hause Nr. 2 von 1768. Meine Untersuchungen im Kreise Olpe zeigten, daß es sehr wichtig ist, Hausinschriften und Sinnbilder im Zusammenhange zu betrachten. Der Befund ergab, daß vielfach Sinnbilder mit Inschriften verknüpft sind. Sie erscheinen besonders am Anfang, in der Mitte und am Ende der Spruchbänder. Nach den vorliegenden Untersuchungen über Hausinschriften entstammen diese zumeist dem 15. bis 17. Jahrhundert. Sie enthalten in der überwiegenden Zahl den Wunsch nach Segen und Glück für das Haus und die Bewohner. Ich möchte hier auf eine Parallele hinweisen, die ich an einer anderen Stelle weiter auszuführen gehe.

Die Runenfunde des ersten Jahrtausends n. Chr. bieten vielfach Weihe- und Widmungsinschriften. Mit diesen Inschriften sind ebenfalls Sinnbilder unregelmäßiger Form und solche runischer, d. h. schriftsprachlicher Form verbunden. Hierzu bieten die Hausinschriften mit ihren Sinnbildern manche aufschlußreiche Vergleichspunkte. Die Inschrift an unserem Backhaus lautet: „ICH BIN DEM BAUREN EIN FEIND UND AUCH EIN FREUND.. NICHT GE BRAUCHT SO SAHES AUCH SCHLECHTER AUS.“ Der Balken ist über der Tür beschädigt; es sind etwa zwei Worte zu ergänzen. Danach möchte ich die Inschrift so lesen: „Ich bin dem Bauren ein Feind und auch ein Freund wurde ich nicht gebraucht so sah es auch schlechter aus.“ Die Form „Bauren“ erklärt sich aus der Mundart; die Einzahl „bur“ ergab in der Mehrzahl „buren“, hochdeutsch Bauren. Wir werden als Schreiber dieser Inschrift einen einheimischen Zimmermeister annehmen dürfen. Versuchen wir, zunächst die Inschrift zu deuten. Auf wen bezieht sich das „Ich“ der Inschrift? Daß der Balken ursprünglich zu diesem Backhaus ge-

hört, steht außer Frage. Beziehen wir die Inschrift auf das ganze Backhaus, so paßt dazu schlecht das „Feind“. Nehmen wir an, daß sich der Spruch auf das brennende Feuer im Backhaus beziehen soll, so würde sich ein brauchbarer Sinn ergeben. Diese Erwägung wäre nicht von der Hand zu weisen, wenn wir im Backhaus ein Feuerhaus, das Koch- und Backhaus, vor uns hätten. Das ist aber nicht der Fall. Es enthält einen gemauerten Backofen und einiges Handwerk zum Zimmern, aber kein Schmiedefeuer.

Ich möchte die Inschrift auf das Sinnbild am Anfang des Spruchbandes beziehen, auf die „Brille“. In diesem Sinnbild sehe ich das Ende einer Entwicklungsserie, die sich bis in vorgefachliche Zeiten zurückverfolgen läßt. Die Brille stellt als Teil für ein Ganzes einen Kopf dar. Das Wichtigste in einem Gesicht sind die Augen. Diese können nicht einfacher wiedergegeben werden als durch zwei miteinander verbundene Kreise. Die Augen sind das Licht im menschlichen Gesicht, sie werden zu einem besonderen Kennzeichen des Wächters. Diese Entwicklung läßt sich eindeutig bestimmen.

Wir kennen aus der Jungsteinzeit Gesichtsdarstellungen, die nur aus den Augen bestehen. Sophus Müller (1) weist auf Tongefäße aus Sünen, Seeland, Schonen und den angrenzenden Inseln hin, auf denen durch konzentrische Kreise die Augenpaare dargestellt werden. Meist sind sie durch die Strichelung der Brauen als bogenförmige Wülste miteinander verbunden. Nase, Mund oder andere Gesichtsteile werden nicht dargestellt. Auf der iberischen Halbinsel finden sich nach Hoernes (2) in der Bronzezeit Idole mit Gesichtsandenntungen, die nur aus den Augen bestehen. Meist werden die Augen durch Kreise mit Mittelpunkt dargestellt, die Brauen werden durch Strichelung ange deutet (3). Seite 214 verweist Hoernes auf Déchelette, Manuel I, Kap. X; L'Anthrop. XXIII, 1912, 29 ff., der ausführt, daß das häufige Vorkommen solcher Darstellungen an Gräberstätten es nahe lege, in ihnen eine primitive Todesgottheit zu sehen, deren Kult manchmal mit dem des Beiles verknüpft war. An zahlreichen Menhiren aus Frankreich, an Dolmen aus der Bretagne finden wir ebenfalls Gesichtsdarstellungen,

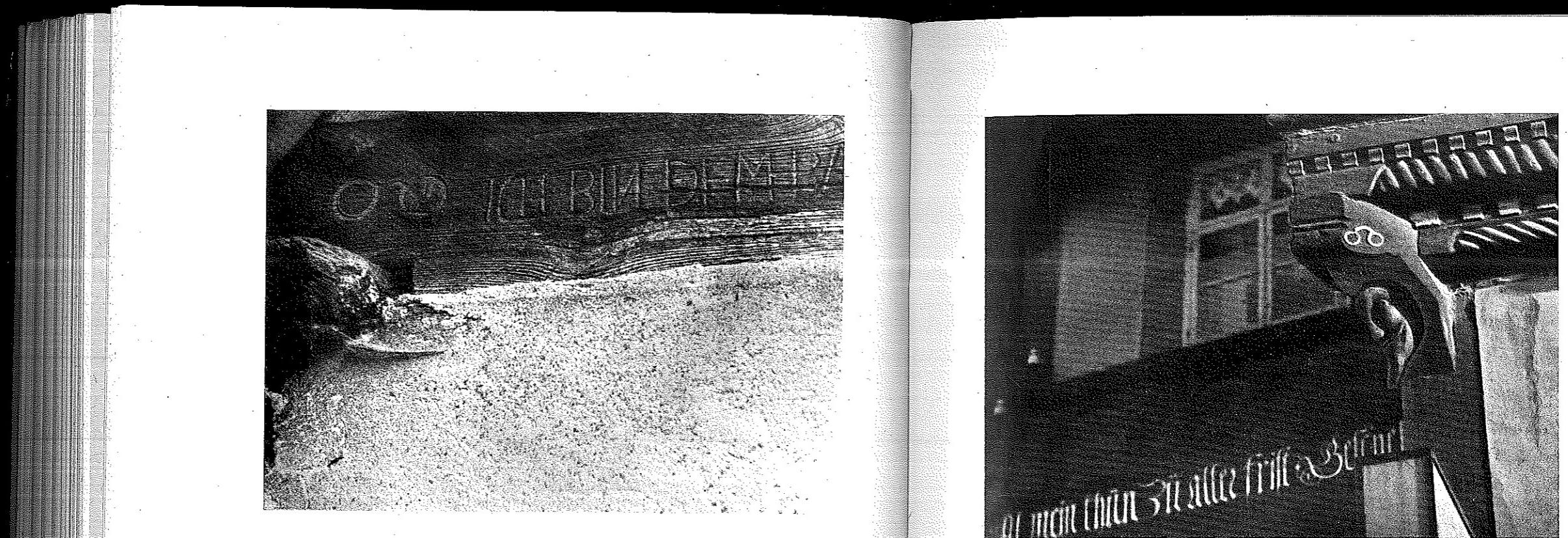


Abbildung 1. Aufnahme Ahnenerbe (Dr. Schulte).

Abbildung 2. Aufnahme Ahnenerbe (Welgel).

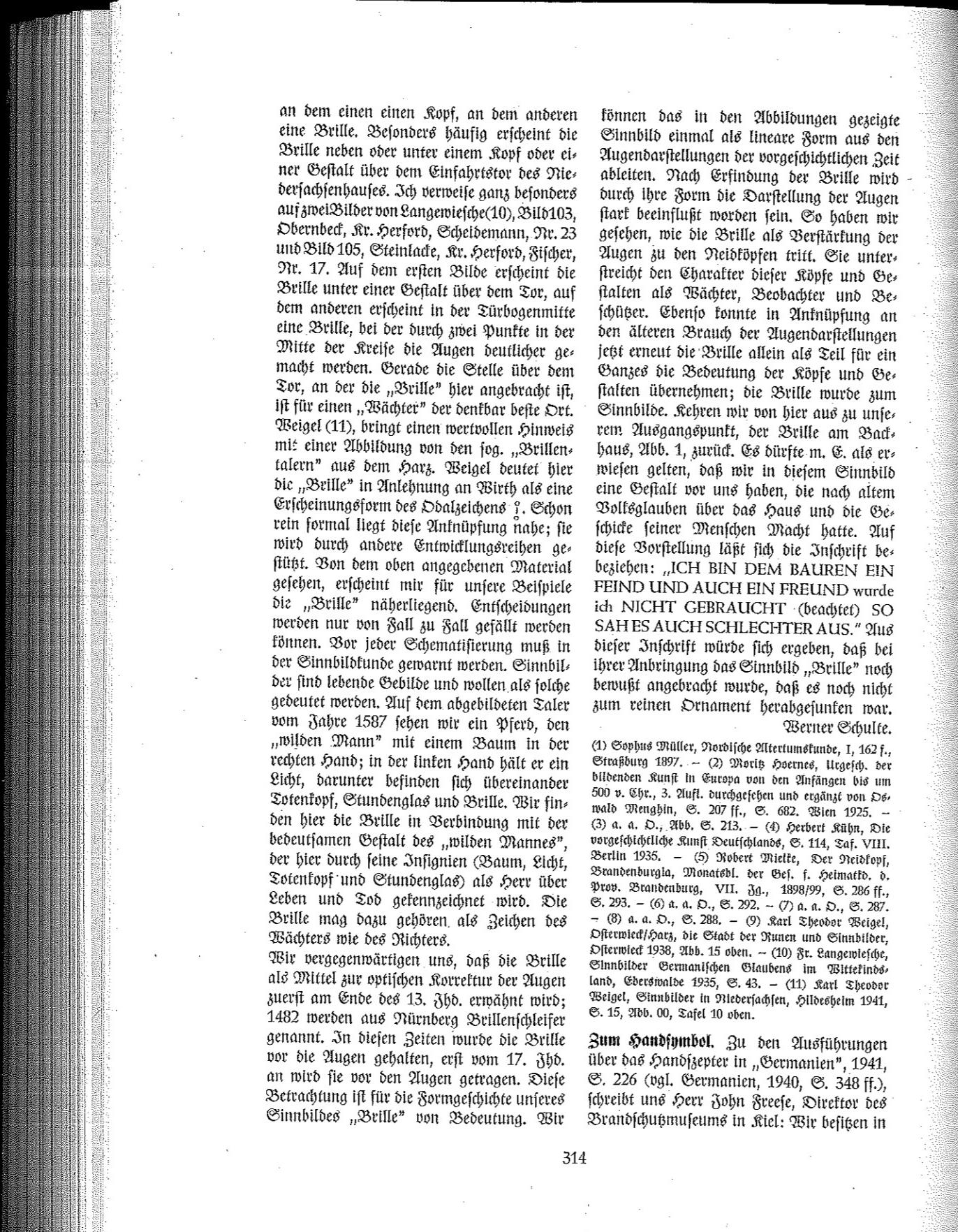
die sich fast ganz auf die Augen beschränken. Diese werden dargestellt durch einfache Kreise, Kreise mit Mittelpunkt oder konzentrische Kreise. Herbert Kühn (4) bringt Abbildungen von Gesichtsurnen, auf denen durch Wiedergabe von Augen und Nase ein Kopf dargestellt wird. Die Augen werden durch einfache oder konzentrische Kreise angedeutet. Ich verweise besonders auf Tafel VIII, Gesichtsurnen von Elukom, Kr. Wirsitz, Posen, aus der Zeit von 750–400 v. Chr. (Berlin, Mus. f. Vor- und Frühgesch., Inv. Nr. I 5123 a–b). Aus diesen Belegen geht hervor, daß die Wiedergabe einer menschlichen Figur in vorgeschichtlicher Zeit allein durch die Darstellung ihrer Augen oder ihrer Augen und ihrer Nase erfolgen konnte. Dabei ist es für uns zunächst unerwähnlich, ob wir es bei diesen Darstellungen mit Menschen oder mit menschlich gedachten Göttern bzw. Geistern zu tun haben. Dass wir die „Brille“ an unseren Häusern der Gegenwart als Augendarstellungen bzw. deren Erfas durch die Brille deuten dürfen, dafür bieten die „Neidköpfe“ weitere Beweise. An den Bauernhäusern finden wir häufig

an den Enden der Geschößbalken, an dem Balken über dem Einfahrtstor der niedersächsischen Bauernhäuser, an Eckpfosten und im Giebel Männerköpfe dargestellt, die sogenannten Neidköpfe, die zur Abwehr böser Gewalten und als Wächter dienen sollen. Ihre Deutung in diesem Sinne wird durch die Neidinschriften klargestellt. Das Vorkommen von Neidköpfen und Neidinschriften lässt sich in drei Entwicklungsstufen festlegen: 1. Neidköpfe erscheinen allein, 2. mit den Neidköpfen sind Neidinschriften verbunden, 3. die Neidinschriften erscheinen allein. Hier ist uns ein Vorgang von grösster Bedeutung fassbar: Ein älteres Sinnbild, der Neidkopf, wird durch eine Hausschrift, durch Buchstaben- und Wortsumme ersetzt und abgelöst. Die Neidköpfe verlieren ihre Selbständigkeit und wachsen in die Architektur hinein oder sie verschwinden ganz. Robert Mielke (5) weist darauf hin, daß an Feldsteinkirchen des nördlichen Schleswig aus dem 12. und 13. Jhd. schon solche Köpfe erscheinen. In den späteren Jahrhunderten sind sie zahlreich nachzuweisen. Die Verbindung von Neidkopf und Inschrift

finden wir an einem Hause in Groningen aus dem 17. Jhd. Dort steht unter einem härtigen Männerkopf: „Ick liek noch int“ (6), d. h. „ich sehe noch dahin“; es ist eine doppelte Bedeutung der Wachsamkeit. In Ost- und Westfriesland heißen durch Neidinschriften gekennzeichnete Häuser geradezu „Hatershäuser“, also Haß oder Neidhäuser. Als Beispiel solcher Inschriften führe ich nach Mielke (7) an: Oldersum, Haus aus dem Jahre 1567: „Och nider laet din Nibet sin. Wat Godt mi gont dat is min. As Godt behaget so is beter benidt as beflaget.“ In Groningen lautet eine Inschrift von 1633: „DIE MY BENIDEN ENDE NIEDT ENGEVEN SE MOETEN MY LIDEN EN LATEN MY LEVEN! ALST GODT BEHAGET BETER BENIT ALS BECLAGET!“ (8) Als Parallelen hierzu nenne ich zwei Inschriften aus dem Kreis Olpe, aus dem Gebiet, von dem wir ausgingen: Selbecke, Nr. 27 von 1795: ALLE DIE MIR NIGDS GONNEN UND AUGH NICHTS GEBEN MUSSSEN DOCH LEIDEN DAS ICH LEBE WEN ICH HABE GOTTES SEGEN IST

MIR AN IHRER MISGUNST NICHTS GELEGEN.“ Marmete, Nr. 21 von 1755: „FÜR MISGUNST ZANG UND HADER FÜR DOCTORES FELLSCHIERER UND BADER VOR ADVOCATEN UND BETTEL BRODT BEHUTE UNS DER LIEBE GOTT. WER BAUET AN WEG UND STRASSEN DER MUS DIE WEISEN UND NARREN JUDICIREN LASEN.“ Hieraus geht hervor, daß Häuser der gleichen Art wie diejenigen, an denen wir die „Brille“ als Sinnbild nachweisen können, „Neidköpfe“ zeigen, die durch die „Neidinschriften“ als Wächter und Aibel abwehrende Gestalten gedeutet werden dürfen.

Abb. 2 aus Osterwick, Rosmarinstr. 7/8 (9) zeigt einen härtigen Männerkopf und dazu auf derselben Büge eine Brille. Statt weiterer Abbildungen verweise ich auf das Bildarchiv der „Abteilung für Schrift- und Sinnbildkunde im Ahnenerbe“ in Horn, Lippe. Danach finden wir in Tauberbischofsheim eine Miesenbrille auf der Nase eines härtigen Männerkopfes, in Lauenburg finden wir bei drei nebeneinander liegenden Geschößbalken



an dem einen einen Kopf, an dem anderen eine Brille. Besonders häufig erscheint die Brille neben oder unter einem Kopf oder einer Gestalt über dem Einfahrtstor des Niedersachsenhauses. Ich verweise ganz besonders auf zwei Bilder von Langewiesche⁽¹⁰⁾, Bild 103, Obernbeck, Kr. Herford, Scheidemann, Nr. 23 und Bild 105, Steinlacke, Kr. Herford, Fischer, Nr. 17. Auf dem ersten Bilde erscheint die Brille unter einer Gestalt über dem Tor, auf dem anderen erscheint in der Türbogenmitte eine Brille, bei der durch zwei Punkte in der Mitte der Kreise die Augen deutlicher gemacht werden. Gerade die Stelle über dem Tor, an der die „Brille“ hier angebracht ist, ist für einen „Wächter“ der denkbar beste Ort. Beigel⁽¹¹⁾, bringt einen wertvollen Hinweis mit einer Abbildung von den sog. „Brillentälern“ aus dem Harz. Beigel deutet hier die „Brille“ in Anlehnung an Wirth als eine Erscheinungsform des Odalzeichens[?]. Schon rein formal liegt diese Anknüpfung nahe; sie wird durch andere Entwicklungsreihen gestützt. Von dem oben angegebenen Material gesehen, erscheint mir für unsere Beispiele die „Brille“ näherliegend. Entscheidungen werden nur von Fall zu Fall gefällt werden können. Vor jeder Schematisierung muß in der Sinnbildkunde gewarnt werden. Sinnbilder sind lebende Gebilde und wollen als solche gedeutet werden. Auf dem abgebildeten Taler vom Jahre 1587 sehen wir ein Pferd, den „wilden Mann“ mit einem Baum in der rechten Hand; in der linken hand hält er ein Licht, darunter befinden sich übereinander Totenkopf, Stundenglas und Brille. Wir finden hier die Brille in Verbindung mit der bedeutsamen Gestalt des „wilden Mannes“, der hier durch seine Insignien (Baum, Licht, Totenkopf und Stundenglas) als Herr über Leben und Tod gekennzeichnet wird. Die Brille mag dazu gehören, als Zeichen des Wächters wie des Richters.

Wir vergegenwärtigen uns, daß die Brille als Mittel zur optischen Korrektur der Augen zuerst am Ende des 13. Jhd. erwähnt wird; 1482 werden aus Nürnberg Brillenschleifer genannt. In diesen Zeiten wurde die Brille vor die Augen gehalten, erst vom 17. Jhd. an wird sie vor den Augen getragen. Diese Betrachtung ist für die Formgeschichte unseres Sinnbildes „Brille“ von Bedeutung. Wir

können das in den Abbildungen gezeigte Sinnbild einmal als lineare Form aus den Augendarstellungen der vorgeschichtlichen Zeit ableiten. Nach Erfindung der Brille wird durch ihre Form die Darstellung der Augen stark beeinflußt worden sein. So haben wir gesehen, wie die Brille als Verstärkung der Augen zu den Neidköpfen tritt. Sie unterstreicht den Charakter dieser Köpfe und Gestalten als Wächter, Beobachter und Beschützer. Ebenso konnte in Anknüpfung an den älteren Brauch der Augendarstellungen jetzt erneut die Brille allein als Teil für ein Ganzes die Bedeutung der Köpfe und Gestalten übernehmen; die Brille wurde zum Sinnbild. Kehren wir von hier aus zu unserem Ausgangspunkt, der Brille am Bauchhaus, Abb. 1, zurück. Es dürfte m. E. als erwiesen gelten, daß wir in diesem Sinnbild eine Gestalt vor uns haben, die nach altem Volksgläuben über das Haus und die Geschichte seiner Menschen Macht hatte. Auf diese Vorstellung läßt sich die Inschrift beziehen: „ICH BIN DEM BAUREN EIN FEIND UND AUCH EIN FREUND wurde ich NICHT GEBRAUCHT (beachtet) SO SAHES AUCH SCHLECHTER AUS.“ Aus dieser Inschrift würde sich ergeben, daß bei ihrer Anbringung das Sinnbild „Brille“ noch bewußt angebracht wurde, daß es noch nicht zum reinen Ornament herabgesunken war.

Werner Schulte.

(1) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, I, 162 f., Straßburg 1897. — (2) Moritz Hoernes, Urgesch. der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr., 3. Aufl. durchgesehen und ergänzt von Oswald Menghin, S. 207 ff., S. 602. Wien 1925. — (3) a. a. O., Abb. S. 213. — (4) Herbert Kühn, Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands, S. 114, Taf. VIII, Berlin 1935. — (5) Robert Mielke, Der Neidkopf, Brandenburgia, Monatsh. der Ges. f. Heimatkd. d. prov. Brandenburg, VII. Jg., 1898/99, S. 286 ff., S. 293. — (6) a. a. O., S. 292. — (7) a. a. O., S. 287. — (8) a. a. O., S. 288. — (9) Karl Theodor Beigel, Österreich/Harz, die Stadt der Rinnen und Sinnbilder, Österreich 1938, Abb. 15 oben. — (10) St. Langewiesche, Sinnbilder Germanischen Glaubens im Wittelsbacher Land, Eberswalde 1935, S. 43. — (11) Karl Theodor Beigel, Sinnbilder in Niedersachsen, Hildesheim 1941, S. 15, Abb. 00, Tafel 10 oben.

Zum Handsymbol. Zu den Ausführungen über das Handszepter in „Germanien“, 1941, S. 226 (vgl. Germanien, 1940, S. 348 ff.), schreibt uns Herr John Freese, Direktor des Brandenburger Museums in Kiel: Wir besitzen in

unserem Kieler Brandenburger Museum, Abteilung Feuerbrauchtum, unter Nr. 301 eine sogenannte „geballte Faust“, wie sie das beigegebene Lichtbild zeigt. Es ist eine sehr getreue Nachbildung nach dem Original im Friesenmuseum in Keitum auf Sylt. Die Hand gehört zwar nicht in den Kreis der von Plaß-

und seine Bewohner vor allem Unglück, so besonders auch vor Feuer und Blitzschlag schützen. Eine Umfrage mit Abbildung in der Sylter Zeitung, die ich vor einigen Jahren hielt, hatte kein weiteres Ergebnis. Der Brauch des Handaufhängens ist heute auf Sylt erloschen.

Die kleine Hand ist 8 cm lang und holzgeschnitten. Die Faust ist nicht ganz fest geschlossen, sie ist durch eine Bohrung ausgehölt, wobei die größere Öffnung zwischen Daumen und Zeigefinger liegt. Durch diese Öffnung wurden abwehrende Kräuter in die Hand gesteckt; bevorzugt wurde dabei Beifuß (*Artemisia vulgaris*). Beifuß wird auch von Buttfe (92 f., 133, 137) und Freudenthal (S. 297 f.) unter den abwehrenden Johanniskräutern genannt. Erst in Verbindung mit einem Johanniskraut war der „Schuß“ vollständig.



Schuhhand von Sylt. Aufn. Brandenburger Museum Kiel.

mann betrachteten Nadeln und Stäbe, aber auch hier handelt es sich um eine Schuhhand. Zu dem Gegensatz habe ich auf Sylt folgendes ermitteln können: nur eine alte Frau konnte noch einige Angaben machen, darnach hat die „geballte Faust“ ehemals im Inneren des Hauses über der Hauppteingangstür gehangen. Sie sollte von dort aus das Haus

Bergg

Aus der Landschaft

Der wilde Mann im Holzbau. Zu den Ausführungen von R. Th. Beigel über „Der wilde Mann im Holzbau“ möchte ich folgendes bemerken: Wer viele gezeichnete Häussecken in Hessen gesehen hat, wird bestätigen können, daß in der überwiegenden Mehrzahl die Ständerkante zu einer gedrehten Säule ausgearbeitet ist, der oben ein Kopf und unten oft die Schlange, Wurmlage u. ä. angefügt ist (Fritzlar, Bild 1 und 2). Auch da, wo man die Säule nicht vollständig ausgearbeitet hat, hat man die Bindungen wenigstens durch Einkerbungen angedeutet (Fritzlar, Bild 3). Was die Deutung betrifft, die Beigel dem Sinnbild gibt, so möchte ich bezweifeln, daß dem wilden Mann, ursprünglich wenigstens, die Vorstellung des Wächters zugrunde liegt. Für die Ecke möchte ich es sogar bestimmt ablehnen, und zwar mit folgender Begründung: Wie anfangs bemerkt, ist in der überwiegenden Zahl der Fälle die Kante des Eckständers zur gedrehten Säule ausgearbeitet. Diese gedrehte Säule hat ihre Parallele im Siebelzeichen am westfälischen Bauernhaus, jener gedrehten Säule die den Namen „Geck“ führt. Vom „Geck“ konnte ich seinerzeit in Germanien darlegen, daß sowohl die äußere Form der gedrehten Säule, als auch der Name „Geck“ vielleicht auf Bodan zurückgehen. Die gedrehte und geslängelte Säule (Abb. 4) hat ihre Parallele im Caduceus, dem Stab des Hermes Psychopompos; der Name „Geck“ wurde seinerzeit aus geiga lautgeschichtlich einwandfrei abgeleitet. Geigupr ist Odinsname und Windname und stellt sich zu geiga „schwingen, schwenken“ (M. Nink, Bodan, germ. Schichalsglaube, S. 72). Dass Odin „Eigner, Herr und Bewirker des oþr, Wutherr, Wüterich“ (Nink, ebda, S. 31) seine Parallele im wilden Mann findet, ist ja sehr naheliegend. Schließlich möchte ich noch auf den Umstand hinweisen, daß die Hausecke in manchen Gegenden, besonders Hessen, kultische Verehrung insofern genießt, als man bei Feuerbrünsten zu ihr betet, daß das Feuer erlöse. Wie käme der Mensch dazu, zur Ecke zu beten,

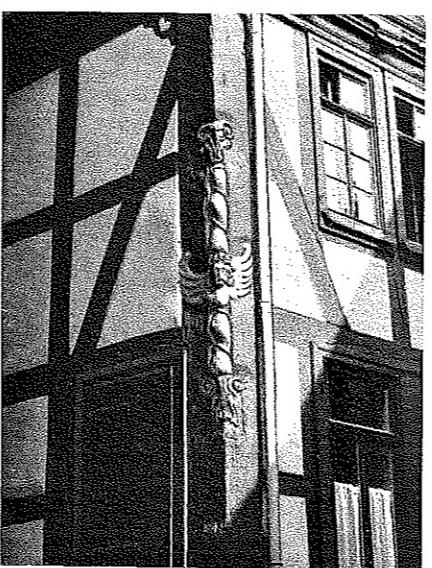


Abb. 1 (oben). Aufnahmen Verfasser. Abb. 4 (unten).

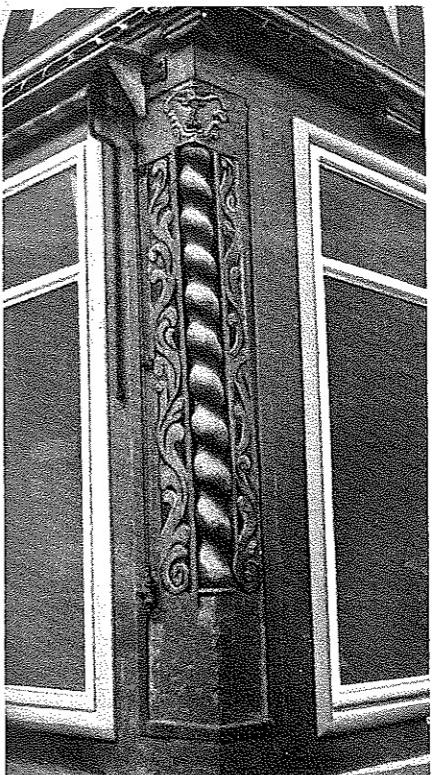
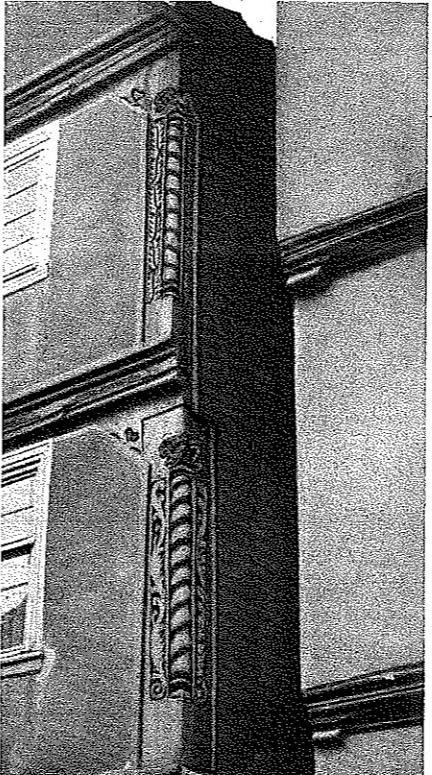


Abbildung 2 (links). — Abbildung 3 (rechts).



zum Wächter? Nein, er verbindet mit dem Eckpfahl die Vorstellung von etwas Göttlichem (vgl. den Pfahl auf dem Ahnengrab). Aus dem Eckpfahl wurde später — christliche Verzauberung — der „wilde Mann“. E. Gisch

Die Bücherwaage

Friedrich Schneider: Die neueren Anschauungen der deutschen Historiker über die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters und die mit ihr verbundene Ostpolitik. 4., erneut vermehrte Auflage, Verlag Böhlaus Nachf., Weimar 1940, 156 S. RM. 5.60.

Das Buch von Schneider bietet eine Übersicht über die Beurteilung der deutschen Kaiserpolitik in der deutschen Geschichtsschreibung seit dem bekannten Streit zwischen H. v. Sybel und J. v. Ricker über diese Fragen. Daß ein solcher Überblick zweifellos einem Bedürfnis entspricht, zeigt die Tatsache, daß Schneiders Buch innerhalb von wenigen Jahren bereits vier Auflagen zu verzeichnen hat. In diesem rein referierenden Charakter liegen aber zugleich die Grenzen des Buches beschlossen. Eine anschauliche Vorstellung, wie sich das Gesichtsbild in den letzten 80 Jahren gerade in der Auffassung der deutschen Rom- und Italienpolitik gewandelt hat, erhält der Leser bei der Anordnung des Stoffes nicht. So wird auch nicht deutlich, daß das politische Erleben der letzten Jahre uns für

das Verständnis der mittelalterlichen Kaiserpolitik mit ihrer ordnenden Aufgabe im europäischen Raum ganz neue Gesichtspunkte eröffnet hat. Schon aus diesem Grunde hätten auch die Ausführungen der politisch führenden Persönlichkeiten unserer Tage berücksichtigt werden müssen. Dass sie nicht beachtet sind, nimmt um so mehr wunder, als auf der anderen Seite jede neuere Differenzierung mit ihren vielfach wenig selbständigen Urteilen verzeichnet ist.

K. Jordan

Kleine Kostbarkeiten. Herausgegeben von J. O. Plassmann. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin 1940; geb. RM. 4,80.

Herausgeber einer Sammlung zu sein, heißt sich der Verantwortung bemüht werden, die in einer Gemeinschaftsarbeit liegt. J. O. Plassmann hat diese Aufgabe, das mag hier im Vorhinein gesagt werden, erfüllt. „Kleine Kostbarkeiten“ nennt sich diese geschmackvoll ausgestattete Sammlung kulturgechichtlicher Aussäße, die in ihrer Gesamtheit einen anschaulichen Begriff von den Werten und Gütern zu übermitteln verstehen, die aus vor- und frühgeschichtlichen Tagen auf unsere deutsche Gegenwart überkommen sind. Biel mühselige Kleinarbeit des Forschers mit dem Spaten in der Hand und mit der Feder am Schreibstift ist der Entdeckung und Ausdeutung germanischer Funde vorangegangen. Man spürt das deutlich besonders in den Beiträgen von Bohmers über das eiszeitliche Frauenköpfchen aus Unter-Wisternich, von B. Müller „Die Kapelle von Driggleite“ und von Siegfried Fuchs „Das Eisulfsgrab in Cividale“. Sie lehren einen die Achtung vor der Arbeit des Forschers und die Freude am schöpferischen Reichtum germanischer Kultur. Sie spricht nicht nur in den Zierscheiben des Thorsberger Moorfundes oder dem Hammerkreuz von Hiddensee oder in den langobardischen Kleinoden aus Italien lebendig zu uns, sondern tut sich auch im Hohenfurter Liederbuch und in der alten Dresdner Musik aus Thüringen als immer grünes Reich am Baume deutschen Volkgutes kund. J. O. Plassmann selber deutet im ersten Abschnitt der Sammlung den Lebensbaum als Wahrzeichen der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, die, sich dieses verpflichtenden Vorbildes bewusst, den Weg zur Er-

kennnis germanischer Vergangenheit beschreitet. Die „Kleinen Kostbarkeiten“ sind, wie es im Vorwort heißt, „all denen dargeboten, die sich von dreitaufend Jahren Geschichte geben und das völkische Lebensgefühl unserer Tage mit dem Bewußtsein des Ewigem durchdringen wollen“. Wir Leser aber wollen sie nehmen als eine kostliche Gabe aus dem Schrein der reichen Geschichte unserer Ahnen, mit der uns heute mehr verbindet als bloßes Wissen um ihre Werte. Und darum soll dieses Buch nicht bloß in unseren Schränken stehen, sondern uns eine ständige Quelle der Freude und Anregung bedeuten und das ist unser schönster Dank an die Mitarbeiter dieser Sammlung.

Heinz E. Kroeger.

Max Gottschall: Die deutschen Personennamen. Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1940. RM. 1,62.

Von dem durch seine „Deutsche Namensfunde“ bekannten Verfasser ist in der Sammlung Götschen das vorliegende Bändchen erschienen. Es stellt keinen Auszug aus dem größeren Werk dar, sondern ist mehr vom kulturgechichtlichen Blickpunkt aus geschrieben. Das Namensverzeichnis am Schlusse umfasst etwa 4600 heutige Familiennamen, bietet also Wissbegierigen weitgehend Auskunft.

Bei aller Knappheit führt das Büchlein den Leser in Fragen ein, die gerade in unseren Tagen der Ahnenforschung für breiteste Kreise wesentlich geworden sind. Erfreulich ist dabei die Rückschau auf die germanisch-altdeutsche Namensgebung. Dabei fällt Licht auf manche germanische Namen, die zunächst Erstaunen oder Befremden erregen. So erfährt der Leser, dass der Name Hengist des Sachsenführers, der sich in Britannien festzte, ein „Übername“, d. h. Bei- oder Spitzname ist und Hengst bedeutet hat. Der von Scheffel bejungene Alemannenherzog Chrok (Kräh) ist uns ebenfalls nur unter seinem Übernamen bekannt, desgleichen der Halbgote Wulfila (Wölfechen). Anregend wird für viele sein, dass der durch Dahns „Ein Kampf um Rom“ allgemein bekannt gewordene Gotenkönig Totila eigentlich Badwila hieß, aber, ihm bis zu seinem Heldentode der aus seiner Kinderzeit stammende „Lallnamen“ Totila angehangen hat. Für das völkische Selbstbewußtsein der alten

Deutschen kennzeichnend ist, dass sie nach der Bekehrung noch viele Jahrhunderte hindurch treu und zäh an ihrem ererbten Namens-Schatz und Brauch festhielten und sich nicht dazu bewegen ließen, ihren Kindern jüdisch-christliche Namen zu geben.

Das Büchlein handelt weiter von der Entstehung der Familiennamen, von den Taufnamen als Familiennamen, von den Namen, die von Wohnstätte und Herkunft oder von Beruf und Stand abgeleitet worden sind, von den Übernamen, den Humanistennamen, von den Fällen, wo die Namen völlig entdeckt wurden, von slawischen Namen in Deutschland, vom Namenswandel und von der Namendeutung, von Namenkunde und Familiensforschung. So dient es dem Geiste des Großdeutschen Reiches.

E. Weber.

Handbücher der praktischen Vorgeschichtsforschung. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Reinerth. Band 1. Karl Bertsh: Früchte und Samen. Ein Bestimmungsbuch zur Pflanzenkunde der vorgeschichtlichen Zeit. Mit 71 Abbildungstafeln. 1941. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart. Preis gehestet RM. 18,-, geb. RM. 19,50.

Unsere Kenntnis über die Nahrung, den Landbau, die Arzneikunde, den Handel und die heimische Industrie des vorgeschichtlichen Menschen können wir nur durch mühsame Kleinforschung der Funde aus Geländern und Grabungen im Laboratorium erreichen. Es handelt sich dabei um ganz winzige, oft außerst verkleinerte oder durch lange Lagerung in ihre einzelnen Teile zerfallene Pflanzenreste oder Zellenverbände. Diese erkennen und bestimmen zu können, erforderte bisher zeitraubende vergleichende Studien bei manchmal großerem Vergleichsmaterial. Besonders den jüngeren Fachgenossen der Paläobotanik oder der Pollenanalyse fehlten bisher Spezialwerke, die in übersichtlicher Weise das immer beängstigender anwachsende Material zusammenfassend behandelten. Die Hilfswissenschaften konnten dem Vorgeschichtsforscher auf botanischem Gebiet bei seiner praktischen Arbeit oft nur wenig helfen. Durch die genaue Bestimmung der die ausgegrabenen Kunst- oder Gebrauchsgegenstände begleitenden Pflanzenreste konnte auch schon das Alter dieser geformten Funde näher

angegeben werden. Von größtem Wert bei diesen analytischen Arbeiten ist immer das dazu gehörige Vergleichsmaterial. Die vorliegende, fast alle bisher angetroffenen Pflanzenteile der Früchte und Samen aus den vorgeschichtlichen Vegetationsperioden umfassende Zusammenstellung gibt dem Pflanzenkundler eine wertvolle Unterlage zu seinen Arbeiten und erleichtert ihm dadurch seine Forschungsaufgabe wesentlich. Die zahlreichen Bildtafeln erläutern die mit grossem Fleiß ausgearbeiteten Bestimmungsschlüsse in trefflicher Weise. Dieses Handbuch kann nicht nur dem fortgeschrittenen Fachgenossen bestens empfohlen werden, sondern wird auch dem jungen Nachwuchs ein wichtiger Führer und Ansporn zu weiterer Vertiefung in dieser Forschungsrichtung sein.

Alle unsere Hinweise und Erwägungen zusammenfassend, dürfen wir uns freuen, endlich einmal ein gutes und brauchbares Bestimmungsbuch zur vorgeschichtlichen Pflanzenkunde zu besitzen.

Ph. v. Luetzelburg.

E. Petersen: Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld. Curt Rabitsch Verlag, Leipzig 1939. 291 Seiten, 186 Abb., Kart. RM. 34,-. Die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit haben den Ost Raum wieder in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt. In diesem Zusammenhang hat auch die Forschung nach der germanischen Epoche des Ostraums neuen Auftrieb bekommen. Einer der wesentlichsten Beiträge zu diesen Erkenntnissen bildet E. Petersens umfangreiches und bedeutsames Buch „Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld“. Wie der Verfasser in seinem Vorwort betont, beschreitet er mit dieser Arbeit wissenschaftliches noch unbeachtetes Neuland. Die Zeitspanne zwischen dem Beginn der Völkerwanderung und der Stabilisierung des karolingischen Reiches weist für den Ost Raum in der Tat ein historisches Vakuum auf, das E. Petersen mit seiner sehr umfangreichen und gründlichen Arbeit zu schließen sucht, die als Ergebnis mühevoller und gewissenhafter Kleinforschung zu bewerten ist. Der reich bebilderte Band vermittelt einen lebhaften Eindruck von den Waffen-, Schmuck- und Gewässern aus den Bezirken zwischen Elbe, Oder und Weichsel, von der holsteinischen

Die Weltliteratur

1941 / Heft 5/6

AUFSÄTZE: Hans W. Hagen: Wir und die Gedankenwelt des Westens. Hermann Eris Busse: Elsaß. Karl Brill: Straßburgs deutsche Tradition. Paul Schall: Die weltanschauliche Entwicklung im abgetrennten Elsaß. Siegwalt Benatzky: Das Reich, der zum Gesetz gewordene Wille unserer Rasse. Kurt Eggers: Vom Auftrag der revolutionären Dichtung. Hans Ernst Schneider: Bemerkungen zu einem deutschen Drama. Heinz Dähnhardt: Unterhaltungs- oder Erlebnisschrifttum? Herbert Barth: Brief an einen Dichter. Hans Rößner: Literarischer Zwischenhandel.

GEDICHTE: Kurt Eggers, Wolfgang Jünemann, Hans Ernst Schneider.

BUCHBESPRECHUNGEN: S. Benatzky, K. Eggers, H. Franke, H. W. Hagen, G. Grüger, E. Langenbucher, H. Löffler, B. Payr, H. E. Schneider, W. Schütt, C. Schrempp, R. Wolfram u. a.

Preis 30 Pfennig

SCHWERTER-VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Das nationale Sammelgebiet Notgeld 1914-1924

Herbert Bodenschatz, Hamburg 33

Hauptredakteur: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Abonnement-Verlag, Berlin-Dahlem, Aufz. 7-11. Buchdruck: Rosauer & Gallwey, München. Offsetdruck: J. P. Zimmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Niedlinger, Augsburg.

Ostseeküste bis hinab in die böhmischen Lande. In den einzelnen Abschnitten behandelt E. Petersen übersichtlich und zweckmäßig geordnet die geschlossenen und einzelnen Bünde und ihre zeitliche Stellung, die mäsur-germanische Kultur Ostpreußens, den awarischen Kultureinschlag im Raum östlich der Elbe, die Frage des Handels vom 6. bis 8. Jahrhundert und noch einige andere wichtige Fragen.

Wie der Verfasser selber zugibt, werden die Erkenntnisse seines Buches sicherlich noch durch künftige Forschungen ergänzt und verbessert werden können. Unbeschadet dessen aber hat E. Petersen einen brauchbaren und wertvollen Beitrag zur Frühgeschichte des deutschen Ostraumes geliefert. Vielleicht nur wegen der allzustarken Anhäufung wissenschaftlichen Materials lässt das Buch die klare Linie und den großen Schwung vermissen, der notwendig ist, um neben aller Einzelforschung nicht den Blick für die großen Zusammenhänge zu verlieren.

Heinz E. Kroeger.

Richard Eichenauer: Polyphonie - die ewige Sprache deutscher Seele. Georg Kallmeyer Verlag, Wolsfenbüttel, 1938. RM. 3.-.

Der bekannte Goslarer Schulmann, Verfasser eines vielbeachteten Buches über Musik und Rasse, bietet hier auf 77 Seiten einen Vortrag, den er 1936 während der Braunschweiger Reichsmusiktage der Hitlerjugend gehalten hat. Er arbeitet an gut gewählten Beispielen von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts heraus, wie der nordisch-germanische Mensch in einer harmonisch untermauerten Kontrapunkt-Beiflung sich musikalisch am wahrsten auspricht, während der mittelmeerische Mensch sich in der Weltkanto-Monodie bezeichnend „darbiest“ (schon aus dieser Gegenstoffsformulierung ersicht man, daß er seelenrätselnd vor allem auf L. F. Claus gründet). Wenn der Verfasser in der nordisch-polyphonen Musik „gebändigte Ausdruck göttlicher Ordnung“ sieht, so ist mir erst kürzlich angesichts des Hauptportals am Straßburger Münster die Richtigkeit dieser Prägung, sogar weit über den tonkünstlerischen Bereich hinaus, deutlich bestätigt worden. Nicht so glücklich erscheint mir Eichenauers andere Formulierung, „Dem

Hans Joachim Moser.